Nr. 47 | Leipzig, den 23. November | 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Zum Totensonntag — Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels 11 — Luther im Bauernkriege: 4. Luthers Selbstverteidigung — Vom achtzehnten deutschen Protestantentage (Zweite Hälfte) — Die Entlassung des Hofpredigers Stöcker — Ein Wort zu Herrn von Egidys „Ernsten Gedanken" — Aus dem Liederbuche der Sozialdemokraten 1 — Zur Besprechung eingesandte Bücher — Verschiedenes: Schwindsucht heilbar!; Wider den religiösen Charakter unsrer Jugendlitteratur; Sonntagsentheiligung durch Militärbehörden — An die Freunde der „Chronik der christlichen Welt" — Anzeigen

Zum Totensonntag

Diese alle sind gestorben im Glauben und haben die Verheißungen nicht empfangen, sondern sie von ferne gesehen und sich derer vertröstet und wohl genügen lassen, und bekannt, daß sie „Gäste und Fremdlinge auf Erden sind" (Psalm 39, 13.) Denn die solches sagen, die geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen. Und zwar, wo sie das gemeint hätten, von welchem sie waren ausgezogen, hatten sie ja Zeit wieder umzukehren. Nun aber begehren sie eines bessern, nämlich eines himmlischen. Darum schämet sich Gott ihrer nicht, zu heißen ihr Gott; denn er hat ihnen eine Stadt zubereitet. (Hebr. 11, 13—16.)

Wie verschieden sind die Erinnerungsbilder, die dieser Gedächtnistag unsrer Toten an unserm geistigen Auge vorüberführt. So verschieden die Menschen, denen wir nachtrauern; so verschieden ihr Abscheiden von uns: dort friedlich kampfloses Einschlafen, hier bewußtes hartes Ringen oder, bei aller Bewußtlosigkeit des Sterbenden, für die Umstehenden alle Schrecken des Todes offenbarende lange Agonie. Aber alle die Verschiedenheit des Lebens und Sterbens unsrer Vorangegangenen versinkt hinter der einen, ob wir über ihnen der fröhlichen Zuversicht sein dürfen, daß sie im Glauben an ihren Erlöser, im Frieden Gottes dahingefahren sind.

Unter keinen Umständen zwar kommt unser christliches Urteil je in die Lage, irgendwem, Lebendigen oder Toten, die ewige Seligkeit absprechen zu müssen oder zu dürfen. Als Christen legen wir an jedem Sterbebett das ewige Schicksal des Sterbenden in Gottes Hände. Wem Er gnädig sein kann, dem ist er gnädig. Wie sich menschliche Liebe gern an den leisesten Thatbestand edler Regungen hält, den sie selbst an dem Verkommenen zu entdecken vermag, so wird erst recht Gott, von dessen barmherziger Liebe solche Menschenliebe nur ein Abglanz ist, was gut ist und der Dauer wert, in jeglichem erkennen, das glimmende Docht nicht auslöschen. Aber glimmen muß doch ein Funke, damit er angefacht werden kann zur ewig strahlenden Flamme und gesammelt werden kann zu jenem Licht, da niemand unverwandelt, unverklärt hinzukommen kann.

Aber wenn wir so einen jeden Abgeschiednen mit kindlichem Vertrauen der Barmherzigkeit Gottes befehlen: wie unvergleichlich trostreicher doch, wenn wir an einem Sarge, an einem Grabe Gewißheit haben nicht nur von der göttlichen Gnade, sondern auch von dem, was sie hienieden in einem Menschen gewirkt hat! Wenn wir nicht nur edler Regungen, tüchtiger Charaktereigenschaften von ihm in liebender Hoffnung eingedenk sein dürfen, sondern wissen, die ganze Richtung seines Lebens und Strebens war nach oben, seines Wesens innerster Kern war sein Glaube, sein Gott!

Es giebt doch solche Menschen — und das ist eine große, gewaltig redende Thatsache —, die gehen wirklich durch diese Erde als Gäste und Fremdlinge. Nicht daß sie keine Freude hätten an der Erde: man freut sich auch an den Herrlichkeiten des fremden Landes; nicht daß sie nichts schafften auf dieser Erde: der gewissenhafte Arbeiter thut das Seine auf dem Posten, da er hingestellt worden ist. Aber sie haben im Herzen das Bild eines bessern Vaterlandes, und all ihr Wandern und Arbeiten in der Fremde soll nur dem einen großen Ziele dienen, heimzukommen in dies Vaterland. Wäre ihnen diese vergängliche, sündenvolle Welt die Heimat, so hätten sie ja immer Zeit, wieder umzukehren zu ihr, von der sie waren ausgezogen. Nun aber begehren sie einer Heimat, da ihre bessere Natur völlig zum Durchbruch gekommen, ihre Umgebung völlig der Ausdruck des göttlichen Willens und Wohlgefallens geworden, Gott selbst alles in allem ist. Das steht vor ihnen als eine ferne Aussicht; sie müssen sich ihrer vertrösten und an der Hoffnung genügen lassen, aber im Glauben an die Verheißung, die sie nicht „empfangen haben," d. h. deren Erfüllung sie hier nicht schauten, steht ihr Leben und Sterben.

Die so lebten und so gestorben sind, derer schämt sich Gott nicht, zu heißen ihr Gott; denn er hat ihnen eine Stadt zubereitet. —

Wie unendlich beruhigend ist es schon, wenn wir mitten in diesem wechselvollen Dasein auf kurz oder lang, in die Nähe oder in die Weite von dem, was wir lieben, getrennt sind — wenn wir da wissen: der Glaube an Gottes Treue lebt und regiert in den Herzen derer, die wir verlassen mußten, denen wir kein Halt, keine Hilfe sein können, falls ihnen etwas zustieße; sie werden unter jedem Zufall, mag kommen was will, in diesem Glauben sich aufrichten und in seiner Kraft überwinden. In dieser Gewißheit erlischt die brennende Sorge, wird zum innigen Dank- und Bittgebet.

So sind unsagbar glücklich vor andern die Leidtragenden, die ihre Toten bei dem Gott geborgen wissen, dem sie hier schon angehörten, ewigen Lebens nun teilhaftig geworden, weil sie hier schon im Ewigen lebten.

Darum je lieber wir einen Menschen haben, desto ernsthafter müssen wir sorgen, daß wir mit ihm eins werden in Gott. Nur wenn wir mit unsrer Liebe in Gott leben, weben und sind, wird unsre Liebe dauern. Nur dann wird sie, auch nachdem der Geliebte von uns gegangen ist, ein voller Besitz für uns bleiben. Im andern Fall ist alles Zurückschauen doch nur leidvolles Gedenken an Verlornes, alles Vorwärtsschauen nur ein unsicheres Hoffen. Wir sollen aber an den Gräbern nicht bloß hoffen, sondern glauben. R

Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels

11. Sacharja Kapitel 6, 9—15

Es wurde folgendes Wort Jehovas an mich gerichtet: Nimm von den Gaben der in der Gefangenschaft weilenden Gemeinde durch Cheldaj entgegen, was von seiten Tobias und Jedajas gespendet ist, und gehe selber an jenem gleichen Tage in das Haus Josias, des Sohnes

Zephanjas, der von Babel gekommen ist. Nimm Silber und Gold und laß daraus Kronen verfertigen und setze sie Serubbabel und Josua, dem Sohne Jozadaks, dem Hohenpriester, aufs Haupt, und sage zu ihnen Folgendes: So hat Jehova der Heerscharen zu sprechen befohlen: Siehe, ein Mann, Sproß ist sein Name und unter ihm sproßt es, der wird den Tempel Jehovas bauen. Er wird den Tempel Jehovas bauen und er wird auch königliche Würde davontragen, sodaß er richtet und herrscht auf seinem Throne, und zu seiner Rechten wird ein Priester sein, und friedliche Beratung wird zwischen ihnen beiden bestehen.

Und die Kronen sollen zum Andenken an Cheldaj, an Tobia und an Jedaja und an die Freundlichkeit des Sohnes Zephanjas im Tempel Jehovas sein, und die in der Ferne wohnen, werden kommen, um am Tempel Jehovas zu bauen, sodaß ihr erkennt, daß mich Jehova der Heerscharen zu euch gesandt hat, und dann, wenn ihr auf die Stimme eures Gottes Jehova wahrhaftig hört, wird es geschehen....

Sacharja hatte im letzten Gesichte geschaut, wie Jehova seinen Willen unter den Völkern der Erde ausrichtet und die erwartete Welterschütterung sicher herbeiführt. Mit diesem Gericht an den Heiden steht aber in enger Verbindung die Erhöhung und Verherrlichung des Volkes der Juden, die glückliche Zukunft der gegenwärtig recht ärmlichen Gemeinde zu Jerusalem. Das ist die Spitze aller Gedanken des Propheten, die gewisse Ueberzeugung von dem Ziele der Wege Gottes. Würde dieser Punkt in der Darstellung des Propheten nicht noch einmal hervorgehoben, so fehlte dem ganzen Gebäude gleichsam die Krone und dem Ringe der kostbare Edelstein. Manchmal hat zwar schon in den Gesichten sein Auge auf diese gesegnete Endzeit hinausgeschaut; jetzt aber gilt es, in eindringlichster und deutlichster Weise das Kommen des Heils zu verkündigen. Das geschieht nun nicht bloß in einem Gesichte, das der Prophet allein schauen und davon er nur erzählen kann, sondern er erhält vielmehr den Auftrag, in einer allen sichtbaren Handlung den Zeitgenossen die Zukunft zum voraus abzubilden und dann obendrein noch die Gegenstände, die er zu seiner sinnbildlichen Handlung gebraucht, im Tempel aufzubewahren. Dort werden sie eine Erinnerung sein an die, welche zu ihrer Herstellung beitrugen, vor allem als Zeugen jener Weissagung dienen.*)

Im einzelnen bietet der Abschnitt, wenn auch deutlich ist, daß er die glückliche Zukunft sinnbildlich darstellen soll, mancherlei Schwierigkeiten, die hier zum größten Teil von dem offenbar verdorbenen Texte herrühren. Es ist darum bei unsrer Uebersetzung des Abschnittes eine Vermutung zu Hilfe genommen, ohne die hier nicht auszukommen ist, wenn auch über die Heilung des Textes nicht völlige Uebereinstimmung herrscht. Nach unsrer Auffassung wird von Jehova dem Propheten der Auftrag zu Teil, aus den Gaben, die aus der noch in Babylonien weilenden Judengemeinde nach Jerusalem gelangt sind, sich einiges überreichen zu lassen. Es herrschte nämlich ein reger Verkehr zwischen Jerusalem und den in Babel wohnenden Volksgenossen. Schon nach der ersten Wegführung war man in Jerusalem wohl unterrichtet über das Treiben und die Gedanken der in Babel Gefangenen. Jeremia hat deshalb an sie ein Schreiben richten können, worin er sie vor falschen Hoffnungen und unheilvollen Wagnissen warnt (Jeremia 29), und ebenso wußte man, wie Ezechiel zeigt, am Flusse Kebar, wo die Weggeführten wohnten, über die Vorgänge in Jerusalem genauen Bescheid. Natürlich war dieser Verkehr noch viel lebhafter geworden, als ein großer Teil nach Jerusalem zurückgekehrt war und sich daselbst wieder angesiedelt hatte. Viele waren in Babel zurückgeblieben, wo sie reich geworden waren; sie wollten das fruchtbare Land der Fremde nicht mit der verödeten Heimat vertauschen; immerhin aber trugen sie gern von ihrem Reichtume bei zur Ausstattung des neuen Tempels und wollten sich offenbar auch die Gemeinde zu Jerusalem gewogen erhalten, damit ihnen eine Rückkehr dahin jederzeit offen stehe. So war in den Tagen, da Sacharja seine Gesichte von Jehova empfing, auch eine Spende von Tobia und Jedaja in Jerusalem angelangt, welche Cheldaj überbracht hatte.

Sacharja soll sich nun von Cheldaj einiges überreichen lassen und sich damit persönlich am gleichen Tage in das Haus Josias, des Sohnes Zephanjas, begeben. Josia wird auch als ein aus Babel Zurückgekehrter bezeichnet, obschon nicht angegeben ist, ob er erst kürzlich oder gleich mit den ersten Juden zurückgekehrt ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber betrieb er das Geschäft eines Goldschmiedes; denn bei ihm soll sich ja Sacharja aus dem entgegengenommenen Silber und Gold Kronen verfertigen lassen. Diese Kronen sind dazu bestimmt, den gegenwärtigen Häuptern der Gemeinde, dem weltlichen und dem geistlichen, Serubbabel und Josua, aufs Haupt gesetzt zu werden. Bei der Ausführung dieser doppelten Krönung hat der Prophet die beiden Gekrönten durch folgende Ansprache auszuzeichnen:

Siehe, ein Mann, dessen Name Sproß ist und unter dem es sprossen wird, baut den Tempel Jehovas, ja er wird den Tempel Jehovas bauen und königliche Würde erhalten; und während er auf seinem Throne als Richter und König regiert, sitzt ihm zur Rechten ein Priester, und beide verbindet eine solche Freundschaft und Uebereinstimmung, daß keiner des andern Pläne durchkreuzt oder je eine Zwietracht unter ihnen aufkommt.

Nach der Krönung sollen die Kronen zum Andenken an Cheldaj, den Ueberbringer der Gaben, an Tobia und Jedaja, ihre Spender, und an die Freundlichkeit Josias, des Sohnes Zephanjas, der die Kronen verfertigte, im Tempel aufbewahrt werden. Zu diesen Aufträgen erhält der Prophet die Versicherung, daß sich im Anschluß daran Jehovas Verheißung von dem Herbeiströmen derer, die weit in der Ferne wohnen, um den Tempel zu bauen, und von dem reichsten Segen über die Gemeinde der Zukunft erfüllen werde. Dieser Segen wird an den treuen Gehorsam gegen Jehovas Worte geknüpft und nach dem jetzt vorliegenden Texte, der immerhin früher vollständiger lauten mochte, nur angedeutet, indem die Anfangsworte jener hohen Segensverheißung, die 5. Mose 28, 1—14 dem Volke gegeben ist, erwähnt werden.

Im Mittelpunkte dieser bedeutungsvollen Handlung steht die Krönung Serubbabels und Josuas. Soweit es Serubbabel betrifft, stimmt die Weissagung, die in seiner Krönung liegt, mit dem Worte überein, das Haggai gerade zwei Monate vorher an den Statthalter von Juda richtete, und worin er in gleicher Weise Serubbabels Königtum mit der Erschütterung der Welt in Verbindung bringt:

Sage zu Serubbabel, dem Statthalter von Juda, Folgendes: Ich lasse Himmel und Erde erzittern und stürze den Thron der Königreiche um und vertilge die Macht der Königreiche der Nationen; ich stürze Wagen und die sie lenken, zu Boden, es fallen die Rosse und ihre Reiter, einer durch das Schwert seines Gefährten. An jenem Tage, ist der Spruch Jehovas der Heerscharen, nehme ich dich, meinen Knecht Serubbabel, Sohn Schealtiels, ist Jehovas Spruch, und setze dich dem Siegelring gleich, denn dich habe ich auserwählt, ist der Spruch Jehovas der Heerscharen. (Haggai 2, 21—23.)

Aber es ist nicht einfache Wiederholung der Verheißung Haggais, was Sacharja bietet. Beide knüpfen zwar an Jeremias Worte an; aber während Haggai gleichsam jene Worte Jeremias an Jojachin, der wahrscheinlich (vgl. 1. Chron. 3, 17) Serubbabels Großvater war:

So wahr ich lebe, ist Jehovas Spruch, ist auch Konja (d. i. Jojachin), der Sohn Jojakims, der König von Juda, ein Siegelring an meiner rechten Hand, — gleichwohl reiße ich dich von da ab (Jer. 22, 24) —

aufhebt, nimmt Sacharja die Weissagung Jeremias von dem gerechten Sproß auf, der aus den Nachkommen Davids aufstehen und eine ideale Königsherrschaft führen wird:

Siehe, es kommen Tage, ist Jehovas Spruch, da werde ich David einen gerechten Sproß erwecken, und er wird als weiser König herrschen und Recht und Gerechtigkeit üben im Lande. In seinen Tagen wird Juda geholfen sein und Israel sicher wohnen, und sein Name wird sein „Jehova ist unsre Gerechtigkeit.“ (Jer. 23, 5 f.)

Ein solcher idealer Sproß des alten Königshauses kommt und mit ihm alles Heil, wie schon Kapitel 3, 8 verheißen ist; denn unter ihm, wo er geht und steht, wo er herrscht, muß es sprossen. Es wird sprossen in der Natur (vgl. Sacharja 8, 11—13) und neues herrliches Glück hervorkommen, wie Jesaja 40—66 oftmals von diesem Sprossen redet, so z. B. Jes. 58, 8:

Dann wird dein Licht dem Morgenrot gleich hindurchbrechen, und deine Heilung wird eilends sprossen, und dir voraus wird deine Gerechtigkeit ziehen, die Herrlichkeit Jehovas dir nachfolgen.

Als das Wichtigste, worin sich die neue Zeit ankündigt, wird der Bau des Tempels Jehovas genannt; den wird der

---

*) Solche sinnbildliche Handlungen sind jedem Bibelleser bekannt. Ich erinnere nur daran, wie Jeremia vor den Augen der Aeltesten des Volkes und der Priester eine irdene Flasche zerbricht, um darzustellen, wie Jehova Juda und Jerusalem zerschlägt (Jeremia 19), und wie er sich ein Joch auflegen muß, um das Schicksal des Volkes abzubilden (Jeremia 27 und 28).

Sproß vollenden und königliche Würde erlangen. Das Eigentümliche aber, das außer dieser Betonung des Tempels und mit ihr zusammenhängend bei Sacharja hervortritt, ist dies, daß neben den idealen König ein Priester gestellt wird, eine Nebeneinanderstellung, die sich schon in den auf gleicher Linie stehenden Gesichten von der Rechtfertigung des Hohenpriesters Josua und von der Entfernung aller Hindernisse, die sich Serubbabel entgegenstellten, und in den zwei Gesalbten (4, 14) kundgab. König und Priester werden in Frieden zusammen ratschlagen und in ungetrübter Freundschaft dieselben Pläne und Ziele verfolgen. Tempel und Gottesdienst werden ihre erste Sorge sein. Nicht wie früher wird etwa eine Spannung eintreten oder der König um die geistlichen Aufgaben und Pflichten sich nicht kümmern. Die Vereinigung ist in Psalm 110 noch enger gezogen, wo der König gepriesen ist als einer, der in seiner Person wie Malkizedek Königtum und Priestertum verbindet.

Im Augenblick der Krönung ist die messianische Heilszeit noch nicht da; aber sie steht nahe bevor. In Serubbabels und Josuas Freundschaft und ihrem vereinigten Eifer für den Tempelbau ist das Ideal schon vorgebildet. In diesen beiden Männern kann er den verheißenen König und den ihm zur Seite stehenden Priester begrüßen; dabei drückt er sich nicht so bestimmt aus, daß man ganz sicher entscheiden könnte, ob er den Davididen Serubbabel selber, von dem er ausdrücklich anderswo (4, 9) sagte, daß er den Tempel vollenden werde,*) als den gerechten Sproß ansah oder ob er erst einen seiner Nachfolger und Nachkommen als solchen betrachtete. Ebenso verhält es sich bei dem Hohenpriester Josua. Die Unbestimmtheit ist dabei wohl Absicht, weil eben der Zeitpunkt des Eintretens von Gott abhängt, der seine Wagen ins Feindesland ausschickt. Sicher aber ist, daß der Prophet immerhin in nächster Nähe den Sproß aus Davids Hause erwartete.

Israel hat noch länger, als Sacharja dachte, auf das Heil warten müssen. Immer und immer wieder schob sich sein Kommen hinaus; und als es endlich dann eintraf, erkannte Israel es nicht. Wir dürfen Sacharja nicht tadeln, daß er die Rettung so nahe sah. Er teilt diese Hoffnung mit den meisten der alttestamentlichen Propheten, ebenso hofften die ersten Christen auf die unmittelbar hervorbrechende Herrlichkeit des Reiches Gottes, und es war auch Luthers feste Ueberzeugung, daß der jüngste Tag vor der Thür stehe. Die Macht des Glaubens und die Gewißheit von Gottes Hilfe und Kraft rückten bei ihnen das Ende und die Vollendung so nahe. So ist diese Hoffnung durchaus kein Zeichen von Schwäche, sondern ein Beweis von der tiefen Einsicht in Gottes Macht und dem mächtigen Vertrauen auf seine Kraft. Das führte dazu, eine lange Entwicklung in einen Punkt zusammen zu drängen und so doch wieder Gottes Entscheidung vorzugreifen. Wie wunderbar steht auch in diesem Punkte Jesus über den gewöhnlichen Menschenkindern, dem doch an Vertrauen auf den himmlischen Vater keiner gleich gekommen ist, aber eben auch nicht an Geduld! Er hat nicht in der ersten Stunde die Durchsäuerung des ganzen Teiges erwartet und nicht gleich nach der Saat des Senfkorns den ausgewachsenen Baum zu sehen gehofft; er wußte, daß der himmlische Vater sich Zeit und Stunde der Vollendung des Reiches selber zu bestimmen vorbehalten habe.

Mit Jesus ist der König und Priester gekommen, der den Tempel Jehovas auf Erden baute, der keine andre Aufgabe auf Erden kannte, als Gottes Reich aufzurichten; bei ihm fielen in Wahrheit das Weltliche und das Geistliche nicht auseinander; er hat eine noch innigere Durchdringung des ganzen Lebens und Wesens mit dem Sinn für den Willen des Vaters, als sie der Prophet mit der Sorge um den äußern Bau des Tempels und seiner Ausstattung als gegeben erachtete, in seinem Leben zur Darstellung gebracht, und solche Gesinnung hat er auch unter den Menschenkindern pflanzen wollen, daß sie nicht etwa Beten und Arbeiten schieden als zwei von einander unabhängige und gegen einander gleichgiltige Bethätigungen. Das Beten soll das Arbeiten durchdringen, sodaß die Arbeit zum Gebete wird und

*) Damit ist aber über die schließliche Verherrlichung und prachtvolle Ausstattung des Tempels nichts gesagt.

wir allezeit beten. Damit das so wird, muß eben die Sorge für die Seele die erste, ja die bleibende Sorge sein, muß in allem das Reich Gottes das letzte Ziel bleiben. So in der Tiefe gefaßt finden wir bei dem Propheten die alttestamentliche Form der christlichen Wahrheit: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andre zufallen. K M

Luther im Bauernkriege

4. Luthers Selbstverteidigung

Es kam, wie Luther vorausgesehen hatte: seine Feinde triumphirten, und seine Freunde wurden an ihm irre. Die Grausamkeiten, welche die Fürsten in reichlichem Maße in und nach dem Kriege verübten, bürdete man ihm auf. Er hatte es ja gewußt, daß man sein Auftreten grausam nennen werde, daß die Bauern, die er im Stiche gelassen, nachdem sie ihm zum Beginn der ganzen Bewegung doch selbst die Hand geboten hatten, jedenfalls in der Hoffnung, er werde ihre Sache kräftig unterstützen, sich von ihm abwenden würden. So sagt er in einer Predigt, die er in Wittenberg kurz nach seiner Rückkehr aus den aufständischen Gebieten hielt, im Anschluß an Psalm 26, 2:

> Wenn ich verzagt werde und mich verdreußt, daß die Leute von mir abfallen, das ist dann böse; wenn man Gunst, Ehre und Anhang kann fahren lassen, dann ist es gut; aber es steckt tief in uns, daß wir gern sehen, daß uns die Leute günstig sind; dieses zeiget wahrlich an, daß das Herz unrein sei; als sollte David zu Gott sagen: Sage mir's nur wohl!

In der „Ermahnung zum Frieden" hieß es schon:

> Ich will meine treue Warnung an euch, wie ich schuldig bin, nicht sparen. Ob mich etliche vielleicht, durch die Mordgeister vergiftet, werden drum hassen, uns einen Heuchler heißen, da frage ich nicht nach.

Es zeigt sich hierin so recht die sittliche Größe des Reformators. Lieber wollte er alles aufs Spiel setzen, als in Sachen, wo er das Evangelium bedroht glaubte, auch nur eines Haares Breite nachgeben. So schreibt er am 30. Mai an seinen Schwager Rühel:

> Daß die Leute mich einen Heuchler schelten, ist gut und höre es gerne; lasset es Euch auch nicht wundern, als der Ihr wohl etliche Jahr her gehöret habt, wie man mich zerscholten und beredt hat in vielen Stücken, die alle mit der Zeit von ihnen selbst zunichte und zu schanden worden sind. Ich müßte viel Leders haben, sollte ich einem jeglichen sein Maul zuknäufeln. Es ist gnug, daß mein Gewissen für Gott sicher ist; der wird's wohl richten, was ich rede und schreibe: es soll und wird so gehen, wie ich geschrieben habe, da hilft nichts für . . . Nun Gott lebet und regieret noch, wird doch uns nicht lassen; seine Güte ist mehr, mächtiger und klüger, denn des Satans Wüten und Toben.

Das ist der Trost, der den Reformator in dieser kritischen Zeit oben hielt.

Doch die Verunglimpfungen der Stellung des Reformators in dieser Sache wollten nicht enden und die Fragen und Zweifel der Freunde nicht schweigen. So griff er denn noch einmal zur Feder, um sich ausführlich zu rechtfertigen. Er schrieb also — wohl in der zweiten Hälfte des Juni — den „Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern." Die Schrift ist dem mansfeldischen Kanzler Müller gewidmet. Anfänglich, so führt Luther darin aus, habe er gar nicht auf solche Anklagen antworten wollen. Er sei es ja gewöhnt, daß man ihn und sein Wort zur Zielscheibe von Angriffen mache. Er sähe daraus nur, daß noch kein Funke des Evangeliums in seiner Angreifer Herzen gefallen sei. Allein da seine Freunde einen „Unterricht" begehrten, um solchen Angriffen auf Luthers Person wirksam entgegenzutreten, so wolle er ihnen den Gefallen thun. Er rät ihnen nun, solche Leute zunächst darauf hinzuweisen, daß sie sich mit ihrer Verteidigung der Bauern selbst verdächtig machen, am Aufruhr Gefallen zu finden. Die Strafe der Aufrührerischen sei bekannt. Die Schärfe seiner zweiten Schrift sei genugsam durch die Forderungen des göttlichen Wortes entschuldigt. Mit Gott aber habe man nicht zu rechten wegen seiner Gebote. Man berufe sich gegen ihn auf Christi Worte von der Barmherzigkeit (Matth. 12, 7; Luk. 6, 36. 9, 56). Aber Räubern und Dieben gegenüber seien diese nicht anwend-

bar. Damit sei nun freilich nicht gesagt, daß man gar keine Barmherzigkeit üben solle; vielmehr habe er selbst die Obrigkeit ermahnt, die Gefügigen milde zu behandeln. Solches solle man den „unchristlichen, unbarmherzigen Bluthunden," das heißt den Anstiftern des Aufruhrs sagen. Die Verführten aber solle man auf den Unterschied zwischen Gottes und der Welt Reich hinweisen und darauf, daß in jenem die Worte von Gnade und Barmherzigkeit gelten, aber daß dies nicht der Fall sei im weltlichen Reiche, dem „Diener göttlichen Zornes über die Bösen." Beide Reiche dürfe man aber nicht mit einander vermengen, wie die „Rottengeister" thun. Daß man im weltlichen Reiche an denen, welche die Gesetze verletzen, keine Barmherzigkeit übe, sei um der Ordnung willen nötig.

Daß nu die Bösen so gestrafet werden, geschieht nicht darum, daß alleine der Bösen Strafe gesucht und die Lust an ihrem Blute gebüßt werde, sondern daß die Frummen geschützt, Friede und Sicherheit erhalten werden.

Alle seine harten Worte gingen aber wider die halsstarrigen Bauern und nicht die, welche sich nachgiebig gezeigt hätten. Hätten sie alle gethan, „was man freundlich von ihnen begehrete, so hätte man sie auch nicht getötet." Daß die Fürsten grausamer verführen, als nötig wäre, sei doch nicht seine Schuld. Auch sie würden dem obersten Richter nicht entgehen. Die Bauern hätten nun gelernt, „wie köstlich Ding es um Friede und Sicherheit sei", und die Herren, was hinter dem Pöbel stecke.

Der Esel will Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert sein. Das wußte Gott wol; darum gab er der Oberkeit nicht einen Fuchsschwanz, sondern ein Schwert in die Hand.

Sei aber einer unschuldig unter die Bauern gekommen, so hätte er ja nicht bei ihnen zu bleiben brauchen; er hätte Gottes Gebot mehr gehorchen sollen, als dem Drohen der Menschen.

Wer in der Gemeine will sein, der muß auch die Last, Schaden und Fahr der Gemeine helfen tragen und leiden, ob er's gleich nicht verwirkt hat, sondern sein Nachbar.

Wenn man ihm vorwürfe, er habe durch seine Aufforderung an jeden, dreinzuschlagen, selbst die Grausamkeiten verursacht, so möge man doch nur bedenken, daß die Aufrührerischen die Obrigkeit selbst angriffen, also noch viel gefährlicher seien, denn bloße Räuber und Mörder.

Aufruhr ist keins Gerichts, keiner Gnade wert, sie sei unter Heiden, Juden, Türken, Christen, oder wo sie wölle; sondern ist schon verhört, gericht, verurteilt und dem Tode überantwortet in eines jeglichen Hand.

Doch sollten damit „die wütigen Tyrannen nicht gestärkt, noch ihr Toben gelobt" sein, welche nur „ihren grimmen Mutwillen büßen." Die werden ihre Strafe schon empfangen. Sein Büchlein sei an eine Obrigkeit gerichtet,

die da christlich oder sonst redlich fahren wöllten ... Aber die wütigen, rasenden und unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Bluts satt werden, und in ihrem ganzen Leben nicht viel fragen nach Christo, hab ich mir nicht furgenommen zu unterrichten ... Ich habe es beides gesorgt: würden die Bauern Herrn, so würde der Teufel Abt werden, würden aber solche Tyrannen Herrn, so würde seine Mutter Aebtissin werden. Derhalben hätte ich beide, die Bauern gern gestillet und fromme Oberkeit unterrichtet.

Die Bauern haben ihren Lohn, die Tyrannen werden ihn auch bekommen, wenn sie nicht Buße thun. „Solch's habe ich, mein Herr und Freund, auf Eure Schrift wölln antworten; hoffe, ich habe mehr, denn genug gethan."

Nur langsam legten sich die Wogen, und sie führten Ströme Bluts mit sich. Für den Reformator war die Bewegung verhängnisvoll geworden. Es ist ein tragisches Geschick: er, ein Volksmann wie keiner, sah sich von nun an von seinem Volke verkannt, verachtet, zurückgestoßen; von dem Volke, an dessen flammender Begeisterung und Liebe er oft in trüben Stunden sein Herz erwärmt hatte. Wohl schnitt's ihm mit tiefem Weh in die Seele; allein er trug es, weil er sich vom Evangelium gebunden fühlte.

E P

Vom achtzehnten deutschen Protestantentage

Zweite Hälfte

2

„Unsre Stellung zum Dogma" — so lautete das Thema, das am zweiten Verhandlungstage Pfarrer Lic. Dr. Hanne aus Hamburg behandelte. Er sagte darüber etwa Folgendes.

Alle Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche stehen heute am Grabe des Dogmas. Auch die Männer der äußersten Rechten wagen nicht mehr Dogmen zu predigen, sondern Evangelium. In glänzender Weise hat der bedeutendste „Theolog der Mittelpartei," Harnack, dem Dogma den Totenschein ausgestellt. Diese Beurteilung des Dogmas ist die im Protestantenverein von jeher gepflegte, somit haben seine Ideen hier einen bedeutenden Sieg erfochten.

Der Grund des Kampfes gegen das Dogma ist seine Unverständlichkeit. Es ist entstanden, indem an Stelle des Wortes als Trägers der Kraft das Wort als Begriff trat. Dies rührt von einer falschen Richtung des Glaubens auf das Erkennen her. Die Folgen sind der Verfall des christlichen Lebens, denn der Dogmatismus verträgt sich mit einem schlechten Wandel, ja hält nicht vom Verbrechen zurück. Ebenso wenig hat das Dogma Kraft für die Angefochtnen. Es muß mühsam getragen werden, weil es im Widerspruche zum ganzen Sein des modernen Menschen steht. Und doch braucht das Volk etwas fürs Herz, sonst fällt es dem Atheismus und Materialismus anheim. Was soll man ihm nun geben? Kaftan hat ein neues Dogma verlangt. Aber seine Forderung ist abzulehnen. Denn erstens ist das von ihm geforderte gar nicht „Dogma," sodann kann ein neues Dogma nur in Zank und Streit geschaffen werden und würde die Kirche zersetzen, ferner werden unsre Kinder und Kindeskinder es wieder als einen Zwang des gläubigen Gemütes empfinden; endlich — wozu überhaupt Formeln? Vielmehr brauchen wir das schlichte Evangelium, — womit auch Harnack übereinstimmt.*) Die Bergpredigt und die Gleichnisse genügen. Ihre Wirkung beruht auf dem Eindruck der Person Jesu. Das Lebensbild Jesu kann die Kritik auflösen, dieser Eindruck bleibt dennoch bestehen. Findet man dies aber zu wenig, zu ärmlich, so ist zu bedenken, daß das gerade das ist, was den Christen aller Zeiten das eigentliche Herzstück gewesen ist. Dieses Evangelium steht nicht in Widerspruch zu Wissenschaft, Staat, sozialer Frage u. s. w., es liegt jenseits.

Doch bedarf es einer Vermittlung zwischen den Gedanken des Glaubens und der Wissenschaft, um den Glauben sicher zu stellen. Aber das leisten Formeln nicht, sondern die einzige Instanz für das Christliche ist die Gemeinde. Sie hat zu prüfen, ob die ihr gebotene Predigt aus dem christlichen Glauben stamme. Ob sie das kann? Nun, es giebt Laien, die an Erkenntnis des Glaubens manchen Theologen beschämen könnten. Abgesehen aber von der Instanz der Gemeinde soll jeder reden dürfen, wie ihn die Freiheit des Geistes treibt. — Aber wo bleibt da die Einheit? Ja, die besteht ja auch jetzt nicht unter dem Dogma. Aber sie besteht bei den Mennoniten, die kein andres Dogma als das der Toleranz haben. Deshalb wird die Befreiung vom Dogma nicht zu einer Verwirrung der Gemeinde führen, wie beim Turmbau zu Babel, sondern zu einer neuen Pfingstgemeinschaft.

Dem Hanneschen Vortrage folgte ein kurzes Korreferat Dreyers. Er warf zuerst die Frage auf, was denn eigentlich Dogma sei? Dogma sei nicht bloß Lehre, die bedürften wir freilich. Dogmen seien auch nicht etwa die religiösen Wahrheiten, die aus dem Eindruck der Person Jesu sich ergäben. Aus diesen Wahrheiten sollte die Religionslehre bestehen, aus ihnen das Bekenntnis der Kirche. Dogma sei Lehre, entstanden aus Re-

*) Es war zum mindesten nicht schön, daß der Vortragende Harnack und Kaftan in einen Widerspruch setzte. Er hätte dann, wenn er Harnack zu seinem Eideshelfer stempeln wollte, auch der Versammlung mitteilen müssen, was Harnack in seiner Dogmengeschichte, Band 3, S. 587 ausgeführt hat, wo er sich, abgesehen vom Ausdruck Dogma, völlig mit Kaftan einverstanden erklärt.

flexion über diese Wahrheiten, durch kirchliche Autorität allgemein giltig festgesetzt. Diesem Dogma gegenüber heiße es: Undogmatisches Christentum. Denn dies Dogma hindre viele, die wirklich das Evangelium wollen, sich aber in die Form des Dogmas nicht finden können, an freudiger Annahme des Christentums. Die Differenzen, die ihn von Kaftan trennten, seien für ihn verschwindend gering. Sein Ausdruck „neues Dogma“ sei unglücklich gewählt. Sofern damit die evangelischen Grundwahrheiten gemeint seien, die einem neuen Geschlechte in neuen Zungen gepredigt werden sollen, sei er mit ihm einverstanden.

Eine Debatte über die von den beiden Referenten empfohlene Resolution wurde von der Versammlung nicht beliebt. Sie erklärte mit den Worten Rothes:

Der feste Grund, auf dem wir einmütig stehen, ist das Evangelium Jesu Christi, welches vor allen Dogmen vorhanden war, mit seiner Fülle von religiösem und sittlichem Leben.

In dieser Resolution ist eine klare Entscheidung über die Stellung zu Kaftans Forderung eines neuen Dogmas nicht gegeben. Und das wäre das Wichtigste gewesen; denn daß das alte Dogma heute keine Lebenskraft hat, wird ja in weitesten Kreisen des Protestantismus zugestanden; es war daher unnötig, es von neuem totzuschlagen. Ueber diese Hauptfrage, ob wir für die Kirche ein Bekenntnis brauchen, ist man hinweggegangen, obgleich thatsächlich zwischen Dreyer und Hanne hier eine tiefgehende Verschiedenheit obwaltete. Auch die Losung „Undogmatisches Christentum“ ist eine Formel, die man mit sehr verschiednem Inhalt erfüllen kann. Es kann in ihr enthalten sein der Widerspruch gegen jede Art von sittlich-religiöser Autorität, gegen jede verpflichtende Lebens- und Weltanschauung, zum mindesten der Protest gegen christliche Form und Sitte. Und ob nicht innerhalb des Protestantenvereins auch in diesem Sinne undogmatisches Christentum gefordert wird? Warum verschmähte man es denn, wie es doch sonst allgemein Sitte ist, die Verhandlungen mit Gebet und Gesang zu eröffnen und zu schließen? Warum fehlte auch beim Mittagessen das Tischgebet? Gleich als ob das auch mit zu dem Dogmenzwang, den man abwerfen muß, gehörte. Gerade um dieses Motiv der Auflehnung gegen den Dogmenzwang, das innerhalb des Christentums gar kein Recht hat, auszuschließen, muß die nichtssagende Formel „Undogmatisches Christentum“ mit einer inhaltsvollern Formel vertauscht werden, die es sicherstellt, daß dies undogmatische Christentum eben doch Christentum bleibt. Ist es gewiß einerseits ein Zeichen von der Macht Jesu Christi, daß fast jede Weltanschauung sich mit seinem Namen schmückt, so ist es doch auch eine große Gefahr. Wir brauchen deshalb zur Selbstzucht des Einzelnen, zur Weisung der richtigen Beurteilung unser selbst und der Welt, zur Leitung der Gemeinde eine klar formulirte Lehre. Welches der Inhalt dieses Bekenntnisses sein soll, darüber soll die Gemeinde entscheiden — gewiß, aber nicht die Gemeinde, die bei Pfarrwahlen in den Majoritäten zum Ausdruck kommt oder in Volksversammlungen gegen Bevormundung des Kirchenregiments Beschlüsse faßt, sondern die Gemeinde in ihren durch Arbeit und Wissen berufenen Vertretern, den Theologen.

Das ist doch die Frage, die in der Gegenwart so weite Kreise bewegt, nicht die nach der Geltung des alten Dogmas. Wie stellt sich der Protestantenverein dazu? Darauf hat er keine klare Antwort ohne Hörner und Zähne gegeben. Dreyer würde sie unter Ablehnung des Namens Dogma anerkennen, Hanne wahrscheinlich unter Berufung auf die Freiheit des gläubigen Gemütes sich ihr entziehen. Es ist deshalb auch hierin zu urteilen, daß eine einheitliche, klare Stellung nicht erzielt ist.

Wenn aber Hanne meint, daß wir auch ohne eine „Lehre“ auskommen können, so kann ich darin nur ein Zeichen jenes bedauerlichen Optimismus erblicken, der in der Beurteilung der Gegenwart auch sonst hervortrat. Meint man denn wirklich, der Grund der Religionslosigkeit der bewußten Sozialdemokraten liege im Dogma? Das wäre eine arge, kurzsichtige Täuschung. Die Führer der Sozialdemokratie stehen in bewußter, gewollter Opposition gegen jede Religion, ihnen gilt gleich, ob freisinniger oder orthodoxer Theolog — sie sind alle Pfaffen —, ihr Motiv zur Feindschaft gegen die Kirche ist nicht der Anstoß, den ihre naturwissenschaftliche Bildung am Dogma nimmt, sondern die Auflehnung gegen jede himmlische und irdische Autorität, wie Liebknecht es auf dem sozialdemokratischen Parteitage ausgedrückt hat. Und gerade dieser Richtung gegenüber wird eine Frömmigkeit nichts vermögen, die an das Gefühl des Einzelnen appellirt, ob die ihm gebotene Gabe nicht schön und wertvoll sei, sondern nur eine Frömmigkeit, die vor allem betont, daß es sich um einen Glauben handelt, der unbedingten Gehorsam und eine ganz bestimmte Selbst- und Lebensbeurteilung und Handelsweise fordert. Diese Aussagen des Glaubens müssen deshalb scharf und bestimmt formulirt sein. Unser Volk braucht nicht bloß etwas fürs Herz, also Trost, Erquickung, Labung, sondern vor allem auch etwas für den Geist, das es überwältigt und leitet. Das Urteil über das undogmatische Christentum im Sinne Hannes kann daher nur das sein, daß die von ihm vertretene Art Frömmigkeit vielleicht für das ästhetische Geschlecht Goethes und Schillers genügen mochte, aber für die realen Bedürfnisse der Lebenden nicht zureicht.

3

Habe ich im Laufe der vorangehenden Ausführungen die Verhandlungen des diesjährigen Protestantentages nicht zustimmend zu beurteilen vermocht, so ist es um so erfreulicher, nun doch noch einen Beweis dafür anführen zu können, wie unrecht es ist, wenn in gewissen Tagesblättern dem Verein nichts als Gedanken des Umsturzes zugeschrieben werden. Ich meine die herrliche Predigt, mit der Prediger Kirmß aus Berlin den Protestantentag weihte.

Anknüpfend an die mancherlei kirchlichen Versammlungen dieses Jahres stellte der Prediger den Satz auf: Wir wollen dasselbe, was diese alle wollen, unsrer evangelischen Kirche dienen, an ihr bauen. Aber wir wollen das thun in unsrer Weise und mit unsern Gaben. Wir wollen in unsrer Weise zeugen von dem, was wir gesehen und gehört haben. Was ist es, das wir gesehen und gehört haben? Es ist Jesus Christus. Das ist für uns die entscheidende Thatsache, der Punkt, von dem unser inneres Leben ausgeht. Deutlicher tritt er uns heute entgegen, als irgend einem Geschlechte der Vergangenheit, dank der Arbeit der Geschichtsforschung, und trotz aller Kritik ist und bleibt alle Herrlichkeit, die die Menschheit auf ihrer langen Wanderung gesehen hat, nur Stückwerk gegen das eine Leben, das in Nazaret begann und auf Golgatha schloß. Doch mit dem äußerlichen Sehen ists nicht genug. Christum unsern Erlöser müssen wir innerlich sehen und durch ihn hindurch in das aufgeschlossene Vaterherz Gottes. Und was wir da sehen, das ist keine Täuschung, keine Illusion; die Gemeinde weit und breit und der Haufe der Zeugen durch die Jahrhunderte hindurch bezeugt es laut: Christus ist wirklich Weg, Wahrheit, Leben.

Aber wenden wir den Blick ab von dem innern Heiligtum des Herzens und der Welt zu. Was sehen wir da? Da sehen wir lauter Gebundenheit und Knechtschaft. Die äußerlich durch den Menschen in nie vorher geahnter Weise beherrschte Welt hat doch innerlich den Sieg über ihn davongetragen und ihn in die Bande der Weltseligkeit und des Weltschmerzes verstrickt. Und der mächtigen Strömung der Gegenwart, der Herrschaft des Fleisches ist nicht nur die Wissenschaft und die Kunst, sondern auch die Kirche verfallen: daher das realistische Streben nach Erfolg und Macht, daher der Mangel an Glauben an den heiligen Geist, an den Sieg der Wahrheit und des Rechtes. Und dennoch regt sich überall die Sehnsucht des verlornen Sohnes in unsern Zeitgenossen: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen! Deshalb müssen wir zeugen von der innern Welt des Glaubens, und der in Fleischesknechtschaft schmachtenden Welt predigen von der Freiheit des Geistes. Auf zweierlei Weise, durch das Wort der Prediger und durch die Liebesthaten unsrer Laien. Das aus der evangelischen Ueberzeugung geborne Wort und die Bildung von lebendigen Gemeinden, in denen von neuem das Wort Fleisch, Leben, That wird — das sind die Mittel, durch welche das Christentum dem heutigen Geschlechte die Erlösung bringen wird.

Hier war eine Höhe des religiösen Empfindens, urchrist-

licher Erkenntnis, die die Hörer weit über jeden Parteistandpunkt hinaushob. Die Verhandlungen selbst aber waren um mehrere Töne tiefer gestimmt, und erst die Schlußworte Dreyers erhoben sich wieder zu jener wahrhaft erbaulichen Stimmung, von der die Eröffnungspredigt getragen war.

4

Gilt es zum Schluß den Gesamteindruck zusammenzufassen, den wir vom Protestantentage heimgenommen haben, so dünkt er uns wie ein Besuch bei einem alternden Manne. Der Protestantenverein ist alt geworden, hinter ihm liegt eine Vergangenheit, reich an harten Kämpfen und Siegen. Aber nun ist die Zeit des Glanzes und der frischen Manneskraft vergangen, und damit hat sich auch eine gewisse Grämlichkeit, ein mürrisches Aburteilen über andre eingestellt. Rückwärts war der Blick gerichtet, man schwelgte in der Erinnerung an den großen Mann, der einst des Vereins hervorragendster Führer gewesen war, an Karl Schwarz. Und gewiß, der feinsinnige und weitherzige Theolog, der zu den Gebildeten der vergangnen Generation in der Sprache zu reden wußte, die ihr ans Herz griff, sein christlicher Charakter, der die Freiheit des Geistes auch in der Geduld und Erhabenheit bewies, mit der er jahrelanges und qualvolles Leiden getragen hat, — er ist es wert, daß sein Andenken nicht untergeht. Und doch berührte es den jungen Mann wenigstens peinlich, welcher Kultus mit diesem Andenken getrieben wurde. Denn dem Geschlechte unsrer Tage hätte Karl Schwarz gar nichts zu sagen gewußt: er lebte in dem Gedankenkreise eines ästhetischen Idealismus; dem wilden Getriebe der Gegenwart, der Bewegung, die heute alles Bestehende erschüttert und verlangt, scharf zu unterscheiden zwischen Kultur und Christentum, hätte er wahrscheinlich ratlos und fremd gegenübergestanden.

Aber in diese Bewegung weiß sich auch der Protestantenverein nicht zu schicken. In seinen Beratungen ist der Name der Sozialdemokratie nur einmal beiläufig genannt worden. Man thut, als ob dieser gewaltige Abfall die Kirche gar nichts anginge. Daß sowohl das Bedürfnis lebendiger Gemeinden wie eines neuen Dogmas daraus hervorgegangen ist, will man nicht sehen. Diese kühle Teilnahmlosigkeit ist in Wahrheit der Grund, weshalb die gutgemeinten Bestrebungen des Protestantenvereins so wenig Wiederhall namentlich bei der Jugend finden. Auch der diesjährige Protestantentag hat nicht gezeigt, daß man entschlossen ist, diese Zurückhaltung aufzugeben. Hat doch der Vorsitzende es geradezu als eine Aufgabe des Protestantenvereins hingestellt, mit Klarheit und Festigkeit die Kirche davor zu bewahren, daß sie ihr Arbeitsgebiet nicht mit fremden Pflichtenkreisen vermische. Ihre Aufgabe sei nicht, das äußere Leben der Menschen zu erfüllen, sondern zu verklären. Keinen Ruf zur Buße und zur Umkehr, keine Anklage wegen eigner Versäumnisse und Verschuldung haben wir gehört, aber viel Selbstverherrlichung und Hervorhebung der eignen Leistungen. Wir aber sind der Ueberzeugung, daß der Sturm, der durch die Zeit weht, heraufbeschworen ist durch die Schuld nicht einer Partei, sondern der Kirche und des Volkes, und daß es deshalb gilt, daß jedermann an seine Brust schlage, vergangen sein lasse, was dahinten ist, und die Hand an den Pflug lege, um ein Neues zu pflügen.

E F

Die Entlassung des Hofpredigers Stöcker

Nicht nur die Evangelischen im Reich, alle Zeitungsleser in Deutschland und darüber hinaus haben die Entlassung des Hofpredigers Stöcker aus seinem Amte als ein Ereignis empfunden. Aber so unerwartet es kam, so schwierig ist seine Deutung.

Ueber die Ursachen steht ein Doppeltes fest. Nachdem der erste Domprediger, Oberhofprediger D. Kögel, wegen eines ernsten Nervenleidens beurlaubt und der Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche, Konsistorialrat Dryander, mit seiner Vertretung als Schloßpfarrer betraut worden war, boten der zweite und dritte Domprediger, Stöcker und Schrader (der vierte, Bayer, war wenige Tage zuvor aus seinem Amte geschieden, um als vortragender Rat ins Kultusministerium einzutreten), dem Kaiser ihre Entlassung an. Daß dies der Hergang der Sache war, beweist die von Stöcker herausgegebene Deutsche Evangelische Kirchenzeitung, indem sie schreibt:

In ihrer [der Domprediger] Vokation steht geschrieben, daß sie sowohl bei Hofe als auch in der Domkirche ihrem Amte mit Lehren, Predigen, Austeilen und Administriren der heiligen Sakramente vorstehen sollen. Es ist klar, daß sie ihre Entlassung anbieten mußten, als Konsistorialrat Dryander mit der Stellvertretung im Amte des Schloßpfarrers betraut wurde.... Es handelt sich um eine in der Vokation geforderte Berufspflicht, die seit unvordenklicher Zeit mit dem Dompredigeramte verbunden gewesen ist.... Schon bei der letzten Reichstagseröffnung, wo Stöcker als Abgeordneter außer Frage stand, wurde mit Uebergehung Bayers und Schraders Hofprediger Frommel zu der Predigt befohlen. Die Berufung Dryanders ist nur der letzte Schritt in derselben Richtung.

Gleichwohl ist die Berufung Dryanders nicht der zureichende Grund für Stöckers Abgang und den des mit ihm betroffenen Schrader. Es hätte sich wohl eine Form finden lassen, die den beiden Dompredigern das Bleiben ermöglicht hätte. Daß aber der Kaiser Stöckers Entlassungsgesuch umgehend annahm, hatte seinen Grund in seiner zunehmenden Mißbilligung der politischen Rolle Stöckers. Die badische Reise Stöckers, ihre Verarbeitung durch die liberale Presse und, nicht am wenigsten, die Unzufriedenheit des Großherzogs haben gutem Vernehmen nach den Kaiser veranlaßt, seinem Hofprediger eine Rüge zu erteilen und auf das alsbald eingereichte Entlassungsgesuch den Abschied zu verfügen. Die allgemeine Dompredigerkrisis traf durch eine seltsame Fügung mit einer besondern Stöckerkrisis zeitlich zusammen.

Ueber Stöckers Entlassung freuen können sich nur seine politischen Gegner. In der Politik gilt jeder Vorteil. Und die Freude, zumal im Lager des Volkes Israel, ist groß. Sie thut sich in Tönen kund, daß man sich angeekelt fühlt von dem Geheul der Meute, die über ihr Opfer herfällt, und für den Betroffenen unwillkürlich ein gutes Vorurteil gewinnt.

Vom kirchlichen Standpunkte aus kann man aber keine Freude an dem Ereignis haben. Wir gehören nicht zu den Anhängern der Stöckerschen Kirchenpolitik. Und die durch ihn vertretene Verquickung von Religion und Politik, Christentum und Konservatismus, beziehentlich Antisemitismus, haben wir wiederholt beklagt und bekämpft. Aber die Entlassung Stöckers bedeutet keine Mißbilligung dieser Stöckerschen Prinzipien von Seiten der preußischen Kirchenbehörde oder von Seiten des Kaisers. Nicht die Grundsätze, die er vertreten hat, sondern die Kraft und der Eifer, mit denen er ins Zeug ging, haben ihm die allerhöchste Mißbilligung zugezogen. Denn was hat denn Stöcker in Karlsruhe andres gesagt, als was die in der preußischen Landeskirche herrschende Richtung, die Männer im Kirchenregiment oder die vom König zu Synodalmitgliedern ernannten auch vertreten? Und dieses kirchenpolitische System hat sogar in Stöcker gegenwärtig durchaus nicht seinen schroffsten Vertreter. So ist es allein Stöckers Person, die gefallen ist, und zwar — darin mag man immerhin ein Verhängnis erkennen — aus politischen Gründen. Für das kirchliche Leben in Preußen hat bis dahin das Ereignis nicht die Spur von Klärung gebracht. Möglich zwar, daß die recht haben, die von noch bevorstehenden Ueberraschungen wissen wollen. Soviel bleibt sicher: wer kirchlich fühlt, ist von diesem Gange der Sache peinlich getroffen. Hätte in früheren Tagen ein König von Preußen erklärt, daß das Amt seines Hofpredigers mit der von Stöcker erwählten politischen Thätigkeit unvereinbar sei, so war das eine grundsätzliche, klärende Entscheidung; Stöckers Entlassung im gegenwärtigen Augenblick um seiner Badenfahrt willen ist es — soweit eben die Akten offen liegen — nicht. Der unbefangene, kirchlich empfindende Beobachter kann sich daraus nur die Moral nehmen, daß das Amt eines Hof- und Dompredigers, wie es in Berlin besteht, sich mit den Begriffen, die wir heute von der Unabhängigkeit eines Geistlichen und von seiner Zusammengehörigkeit mit der Gemeinde haben, nicht verträgt und in sich unhaltbar ist. Sollte der Kaiser zu einer zeitgemäßen Umwandlung der ganzen Stellung schreiten, so würden wir das mit größter Genugthuung begrüßen.

Für Stöcker persönlich ist es hart, von einem Fürsten

solches zu erfahren, dem niemand mehr entgegengejubelt hat als er, und seine unzweifelhaft aufrichtige Hingabe und Begeisterung für die Monarchie mit der Ungnade des Monarchen zu büßen. Sein Charakter und seine öffentliche Wirksamkeit hat jetzt eine Probe von besondrer Art zu bestehen. Sein Hofpredigeramt ist ihm beides, Hindernis und Halt gewesen. Wie wird die bedeutende Kraft, die noch in ihm vorhanden ist, sich ausleben? Noch ist die Stunde nicht da, über ihn sein Urteil abzuschließen, obwohl das viele gethan haben, hüben und drüben. Und jetzt, wo Freunde und Feinde leidenschaftlich erregt sind, ist es vielleicht schwerer denn je, der öffentlichen Meinung zu einer billigen Würdigung zu helfen. Zweierlei aber möchten wir eben jetzt aussprechen.

Als Kirchenpolitiker hat Stöcker zu Zeiten eine Streitbarkeit entfaltet, die ihm auf Seiten der Gegner Erbitterung, ja Haß erwecken mußte. Aber gerade in der letzten Zeit ist eine weitgehende Anerkennung auch abweichender Richtungen und ein aufrichtiger Entschluß, mit allen, die sich praktisch im Dienste Christi mit ihm eins wissen, an ihm hervorgetreten. Bei dem Einfluß, den Stöcker auf seine Parteigenossen hat, durfte man sich der Hoffnung hingeben, es werde diese seine friedfertigere Haltung dem innern Frieden der Kirche zu gute kommen. Es wäre tragisch, wenn die jüngsten Wandlungen ihn außer Stand setzen sollten, der Kirche diesen Dienst zu leisten. Möge es nicht der Fall sein!

Zum andern aber: dem sozialpolitischen Vorgehn Stöckers ist das gesamte evangelische Deutschland großen Dank schuldig, gleichviel ob einer Anhänger oder Gegner seines christlich-sozialen Programms und seiner Arbeitsweise ist. Er hat die Gefahr früher als viele erkannt und hat den Kampf aufgenommen, fast allein, zu einer Zeit, wo mit vereinten Kräften vielleicht schneller Siege zu erringen gewesen wären als jetzt. Aber dieses Vorgehn Stöckers hat uns den nicht leicht zu überschätzenden Vorteil gebracht, daß wir alle daraus gelernt haben, auch aus seinen Fehlern. Hierin liegt der Grund, weshalb wir unsrerseits immer gern mit Stöcker zusammenarbeiten werden, nach wie vor seiner Entlassung.

R

Ein Wort zu Herrn von Egidys „Ernsten Gedanken"

Unter dem Titel „Ernste Gedanken" ist vor einigen Wochen aus der Feder des Herrn M. von Egidy, Oberstleutnants und etatsmäßigen Stabsoffiziers im 1. Kgl. Sächs. Husarenregiment Nr. 18, ein Schriftchen hervorgegangen, das in kürzester Zeit ungemein viel Aufsehen erregt und lebhafte Besprechung gefunden hat. Der Grund für die lebhafte Aussprache über die kleine Broschüre liegt nicht sowohl in der Neuheit der darin enthaltenen Grundgedanken, als vielmehr in der Lebens- und Berufsstellung ihres Verfassers und in den Folgen, die ihre Herausgabe für ihn persönlich gehabt hat. Man kann die bittere Notwendigkeit seiner Verabschiedung begreifen, ganz abgesehen von der Konkurrenz besondrer Dienstvorschriften, z. B. aus dem, was er über den Eid sagt. Zu beklagen ist sie gleichwohl. Denn einmal ist der Schrift dadurch ein Nimbus von Wichtigkeit verliehen worden, der ihr nach ihrem Inhalt nicht zukommt. Zum andern ist das ein böser Lohn für einen Mann, der dem Christentum einen Dienst zu leisten ganz gewiß beabsichtigt hat und der in allem, was er sagt, großen sittlichen Ernst, strenge Wahrheitsliebe und ein warmes Herz für seinen Nächsten bewährt.*)

Dies möchten wir um der Gerechtigkeit willen um so mehr betonen, als unsre nachfolgenden Bemerkungen, die nur einige Punkte berühren können, gegen das Schriftchen eine durchaus ablehnende Haltung einnehmen müssen.

Der Verfasser beantwortet die gleich auf der ersten Seite seines Schriftchens aufgeworfene Frage, ob „die Kirche in ihrer heutigen Gestalt ihren Beruf, die Bethätigung und Ausbreitung des Christentums zu fördern," erfülle und „ihren Zweck, zu sammeln und zu erleuchten," erreiche, mit einem entschiednen Nein und begründet diese verneinende Antwort mit der Behauptung, daß die Kirche uns nicht die Wahrheit lehre, indem sie sage, „Christus sei ein [so!] Gott gewesen," und daß sie etwas Unmögliches verlange, indem sie den Glauben an die Gottheit Christi fordere. Mit dem Dogma von der Gottheit Christi verwirft nun der Verfasser zugleich auch alle diejenigen Lehren, die, wie er in seiner vollständigen Unkenntnis des wahren Sachverhalts meint, „einzig aus der Gottheit Christi gefolgert" sind, nämlich die „Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von der Erlösung und von der Auferstehung des Fleisches" (S. 13). Sein Ziel ist ein bekenntnisloses, aber in wahrer, opferwilliger, aus der Liebe zu Gott (den Christus uns zuerst als die Liebe geoffenbart habe) geborener Liebe zum Nächsten sich bethätigendes Christentum herzustellen, welches Beginnen er nicht eine „Aenderung" oder „Besserung," sondern eine „Wiederherstellung" des ursprünglichen Christentums genannt wissen will. In der also gearteten Wiederherstellung des ursprünglichen Christentums glaubt er das geeignete Mittel gefunden zu haben, die der Kirche um ihrer Lehren willen, sowie die überhaupt aller Religion entfremdeten weiten Kreise der gegenwärtigen Menschheit dem Christentum zu erhalten und wieder zuzuführen. Diejenigen, die mit seinen Grundanschauungen einverstanden seien — und der Verfasser hofft auf sehr weitgehende Zustimmung —, will er nicht zum Austritt aus ihren kirchlichen Gemeinschaften auffordern („die jetzt einzelnen engen Kirchen sollen überbaut," nicht niedergerissen werden, „und erst, wenn die Umrisse des neuen großen Doms aller Augen erkenntlich sind, mögen die alten Gebäude langsam verfallen"), vielmehr sollen sie vorläufig nur „offen ihre Stellung zu der Glaubensfrage bekennen." Was im einzelnen weiter geschehen müsse, sei ihm vollkommen klar, glaube er aber zur Zeit noch nicht öffentlich aussprechen zu dürfen; nur so viel wolle er jetzt sagen: er „erhoffe die zukünftige Gemeinschaft der Christen als eine im ersten Anfange vielleicht nur deutsche, gewiß aber sehr bald weiter greifende, mit jedem Jahrzehnt mehr umfassende Verbindung, für die die Lehren des Heilands das Evangelium sind, in der aber der Einzelne selbständig mit seinem Gotte verkehrt," was wohl als beabsichtigte Beseitigung alles äußern Kirchentums verstanden werden soll.

Dies der wesentliche Inhalt des — abgesehen von nur wenigen stilistischen Unebenheiten — gewandt und in lebhaftem Tone geschriebenen Büchleins. Da uns der Raum für dessen Besprechung hier bemessen ist, so können wir auf eine Auseinandersetzung mit der Ansicht des Verfassers über die Person Christi und ihr Verhältnis zu Gott uns nicht ausführlich einlassen: wir richten an Herrn v. Egidy nur einige Gewissensfragen, die er vor allem sich selber beantworten möge: hat er seinen Glaubensbegriff, auf den er selber Angriffe erwartet, genügend geprüft, und kann er wirklich der festen Ueberzeugung sein, daß derselbe evangelisch, christlich und von praktischem Werte sei, also den Menschen der ewigen Seligkeit gewiß und zu einer neuen Kreatur, zu einem Gotteskinde, geschickt zu heiligem, gottgefälligem Wandel zu machen vermöge, sodaß endlich die oben genannte Verbindung von Menschen sich bilden könne? In dem Verfasser ist der alte, heillose Widerstreit zwischen Glauben und Wissen entbrannt, — ein Widerstreit, der freilich noch so lange in vielen Köpfen spuken wird, als man theologischerseits nicht aufhören wird, Glaubenswahrheiten mit Gründen des vernünftigen Denkens beweisen zu wollen,*) während sie nur auf Grund eigner innerer Erfahrung erkannt und festgehalten werden können. In diesem Konflikt zwischen Glauben und Wissen räumt er natürlich — wie dies alle die thun, in denen dieser Konflikt vorhanden ist und die zu selbständig denken, als daß sie ungeprüft etwas hinnehmen möchten — der Vernunft das Schiedsrichteramt ein, indem er sich durch diese bestimmen und vorschreiben läßt, was er glauben könne und solle. So bringt er

*) Zu beklagen ist die Verabschiedung des Verfassers vor allem auch darum, weil vor dem Volke dadurch der Schein entsteht, als bedürfe die Kirche, als bedürfe das Evangelium des staatlichen Eingreifens zur Verteidigung seiner Existenz. D. H.

*) Dem Schreiber dieses fällt hierbei das Wort eines auch von ihm sehr geachteten Theologen ein: „Wenn die göttliche Trinität uns nicht geoffenbart wäre, so müßten wir sie erfinden; denn sie ist eine Vernunftnotwendigkeit!" So weit versteigt man sich zuweilen!

es theoretisch selbstverständlich nur zu jenem alten rationalistischen Vernunftglauben, der dennoch von vielen für unvernünftig erklärt werden kann und sofort entwaffnet ist, wenn andre behaupten, von ihrer Vernunft anders gelehrt zu werden! Oder meint Herr v. Egidy wirklich, daß das Dasein eines persönlichen Gottes theoretisch sich erweisen lasse mit Gründen des vernünftigen Denkens? Viele wissenschaftlich Gebildete behaupten ja, gerade aus solchen Gründen das Dasein eines persönlichen Gottes bestreiten zu müssen! Praktisch verfügt der Herr Verfasser freilich noch über einen andersgearteten und aus andrer Quelle stammenden Glauben — ihm selber vielleicht unbewußt —, aber seine theoretischen Entwicklungen führen ihn eben nur zu jenem Fürwahrhalten dessen, wovon er meint, daß es nicht wider die menschliche Vernunft sei. Ein solcher Glaube ist kein evangelischer, kein christlicher, kein lebensfähiger und kein zum Leben erweckender. Der echt-christliche Glaube beruht vielmehr auf innerer Erfahrung, auf innerm Erlebnis der göttlichen Gnade, die uns in der christlichen Gemeinde durch das „Wort Gottes" nahegebracht wird und von ihrer Thatsächlichkeit uns überführt. Dieses innere Erlebnis ist ebenso gewiß eine Thatsache wie irgend ein Geschehnis in der Natur, und darum kann der Christ sich darauf verlassen; darum kann dem Christen die Gewißheit von dem gnädigen Gotte durch nichts geraubt, nicht einmal wankend gemacht werden, auch nicht durch irgend welche Ergebnisse irgend einer Wissenschaft. Zugleich aber trägt dieser Glaube, weil er unbedingtes Vertrauen auf Gottes Gnade ist, die Wurzel eines neuen Lebens in sich: er hält den Gläubigen aufrecht in allen Stürmen des Lebens, giebt ihm den notwendigen sittlichen Halt im Glück wie im Unglück, lehrt ihn seine Schicksale in rechter Weise ansehen und würdigen, nämlich stets als wohlgemeinte göttliche Führungen (Röm. 8, 28), die er mit dankbarer Gesinnung hinnehmen solle, verhilft ihm überhaupt zur richtigen Stellung gegenüber der „Welt" mit ihren Freuden und Leiden, nachdem er die rechte Stellung zu Gott, nämlich die eines rückhaltlos vertrauenden Kindes zu einem gnädigen Vater, gewonnen hat. Nichts andres als dies ist gewiß auch Hebr. 11, 1 unter „Glaube" gemeint: das Vertrauen auf Gottes Hilfe und Gnade auch da, wo sie ferne zu sein scheint, unsichtbar ist: des Herrn v. Egidy Polemik gerade gegen diese Stelle beruht auf vollkommenem Mißverständnis.

Dieser den Menschen von allem Zweifel an Gottes gnädiger Gesinnung befreiende und dadurch zur Gottesliebe treibende, zur Ueberwindung des Bösen und zur Uebung des Guten, vor allem zur Uebung der Nächstenliebe stark machende Glaube kann erworben und errungen werden nur im Glauben an Christum, dessen Heilandsliebe und -treue und dessen Wahrhaftigkeit uns offenbar, sichtbar ist in seinem ganzen historischen Auftreten und Wirken (in seinem Lehren, Heilen, Trösten, Leiden und Sterben): Christus also der Führer zu Gott; der Glaube an Ihn der Glaube an Gott; sein Wort ewige Wahrheit; die geistliche Gemeinschaft mit Ihm die Bedingung und zugleich das Unterpfand des Lebens, des neuen geistlichen und zugleich ewigen Lebens; Er selbst also der Mittler zwischen uns und Gott, unser Erlöser, der Erwecker zum Leben; ohne Christum und außerhalb der Gemeinschaft mit Ihm also kein Glaube an Gott, kein sich in den Willen des himmlischen Vaters ergebendes Vertrauen, weil gar keine Kenntnis der wirklichen Gesinnung Gottes gegen uns; — „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit Ihm selber" (2. Kor. 5, 19), d. h. führte die ihm entfremdete, die ihn verkennende Welt in seine Gemeinschaft zurück!

Das ist der wesentlichste Kern des ganzen Christentums, des christlichen Glaubens. Kann hiergegen Herr von Egidy, wenn er den Anspruch erhebt, ein Christ zu sein, irgend etwas haben? Was soll aber dann seine ganze Polemik gegen die angeblich „einzig aus der Gottheit Christi gefolgerten Lehren von der Erbsünde, von der Gnade, von der Erlösung und von der Auferstehung des Fleisches"? Sie beruht schließlich auf einer kaum begreiflichen Unkenntnis des Sinnes der genannten Dogmen und auf ganz irrigen Ansichten über ihren innern Zusammenhang. Hier liegt also eine Unklarheit in den Begriffen vor, die bei einem das Rechte doch wenigstens suchenden evangelischen Christen geradezu frappiren muß!

Dieselbe Unklarheit herrscht in dem, was der Verfasser uns über seine Ziele sagt. Natürlich! Denn wenn die Grundbegriffe nicht sicher sind und das Christentum in seinem Wesen, in seinem innersten Kerne nicht richtig verstanden ist (wenigstens begriffsmäßig) — wir müssen das nach dem Obigen behaupten, trotzdem daß der Verfasser die irdische, diesseitige Abzweckung des Christentums ganz richtig in einem heiligen Wandel und in der Bethätigung der Bruderliebe findet —, so kann auch in den Zielen, die er verfolgt, keine Klarheit vorhanden sein, wenngleich ers behauptet. Wir fragen ihn deshalb, und das ist die zweite Frage, die wir an ihn richten, mit seinen eignen Worten: „Was wird?" Glaubt Herr von Egidy wirklich, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln und auf die von ihm angegebene Weise jene oben näher beschriebene Verbindung von lauter wahrhaftigen, ihren Glauben wirklich bethätigenden Christen herstellen zu können, in der zugleich die schon öfters geplante Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen gegeben sein soll? Ganz abgesehen von dem Widerstande, den die römische Papstkirche, die doch vor allem erst zusammenbrechen müßte, ihm leisten würde, müßte er doch erst „das ursprüngliche Christentum" richtig erkannt haben, ehe er an dessen Wiederherstellung zu gehen und eine Beseitigung der konfessionellen Unterschiede zu bewerkstelligen vermöchte. Und wie soll jene „Verbindung" aussehen, die doch wohl, wenn ich den Herrn Verfasser recht verstehe, aller äußern Formen entbehren soll? Auf Erden wird die Christenheit irgend einer Art von äußerm Kirchentum niemals entbehren können!

Zum Schluß möchten wir noch einer Vermutung Ausdruck verleihen. Wir vermuten, daß das Büchlein des Herrn von Egidy, dem wir einen tief-religiösen Zug und einen großen Drang nach der Wahrheit nicht absprechen können, manche von denen, die sonst nicht gerade zu sehr zu „ernsten Gedanken" geneigt sind, zu der Erkenntnis anleiten wird, wie nötig sie sind, und solche, die dem Christentum wie überhaupt aller Religion gleichgiltig gegenüberstehen, zur bewußten Stellungnahme zum Christentume anregen wird. Sollte diese Vermutung sich bestätigen, so würde auch diese kleine Broschüre etwas Gutes gestiftet haben.*) C Gr

Aus dem Liederbuche der Sozialdemokraten

1 **)

Eines Sonntags war in dem etwa zwei Stunden von Chemnitz entfernten, reizend gelegenen Einsiedel ein sozialdemokratisches Kinderfest angekündigt. Da meine nähern Bekannten nicht von der Partie waren, machte ich mich allein dorthin auf. Unterwegs holte ich ein paar junge Männer, in meinem Alter und Arbeiter wie ich, ein und schloß mich ihnen, da sie das gleiche Ziel hatten, an. Sie kürzten den ganzen heißen Weg durch halblauten Gesang sozialdemokratischer Marschlieder ab. Ich hörte schweigend zu, konnte aber nicht viel vom Texte verstehn.

---

*) Die viel berufene Schrift ist mir wunderlicherweise noch nicht zu Gesichte gekommen. Nach allem, was ich davon weiß, ist sie mit ihrer Mischung von großem Ernst und großer Unklarheit nur geeignet, in vielen Köpfen, zumal in jugendlichen, Verwirrung anzurichten oder die in religiösen Fragen ja leider schon so überreichlich vorhandne Verwirrung zu mehren. Es ist überaus beklagenswert, wenn ein Mann in solcher Lebensstellung, der Ernst und Eifer genug hat, für die Klärung und Förderung des religiösen Lebens seine Existenz aufs Spiel zu setzen, zu den notwendigsten Kenntnissen und Erkenntnissen den Weg nicht zu finden vermag. Mit Freuden begrüßen wir jede Teilnahme redlich suchender Laien für die religiöse Lage der Gegenwart, aber wenn einer zu öffentlichem Zeugnis die Feder ergreift, hat er die Pflicht, die ebenso redliche und wahrlich nicht fruchtlose Arbeit der Theologie nicht zu ignoriren. D H

**) Bei der Aufmerksamkeit, welche die Artikel „Drei Monate Fabrikarbeiter und Wandergeselle" weit über den Leserkreis dieses Blattes hinaus erregt haben, wird es nicht überflüssig sein, mitzuteilen, daß der Verfasser, Herr cand. theol. Paul Göhre, sich außer Stande sieht, die ganze Summe seiner Erlebnisse und Erfahrungen im Rahmen von Zeitungsartikeln niederzulegen, sondern dies einer besondern Veröffentlichung vorbehalten muß. Doch bleibt für die Spalten unsers Blattes eine Reihe von Einzelbildern und Einzeluntersuchungen übrig, die sich bis in das nächste Quartal fortsetzen werden. D H

Draußen auf der Festwiese war viel Leben. Den Mittelpunkt bildete, nachdem sich Gendarm und Ortsdiener wieder einigermaßen entfernt hatten, ein Kreis Chemnitzer Arbeiter, die aus kleinen grüngebundenen Heften in Taschenformat allerhand Lieder vortrugen. Im Umkreise standen ortsansässige Männer, Frauen und Kinder und lauschten den Liedern. Ich hatte draußen einige Bekannte getroffen, die auch mitsangen. Die bat ich, mir zu sagen, wo ich mir auch so ein Heft kaufen könnte; ich hätte gerade Geld. Sofort stellte mir einer von ihnen das seinige zur Verfügung, er könne sich schnell ein neues verschaffen, mir werde das nicht so leicht. Ich zahlte sechzig Pfennige und hatte endlich, was ich schon lange gern besitzen wollte.

Aus diesem Liederbuche nun will ich den Lesern einige Proben mitteilen, obgleich es seit Aufhebung des Sozialistengesetzes wohl für jedermann käuflich ist. Wenigstens habe ich in dem Anzeigenteile einer Berliner sozialdemokratischen Zeitung ein „sozialdemokratisches Liederbuch" neuerdings für vierzig Pfennige angeboten gefunden. Vor dem ersten Oktober aber gehörte das Liederbuch jedenfalls zu denjenigen verbotenen sozialdemokratischen Schriften, die für Nichteingeweihte am schwersten erreichbar waren. Das Buch wurde, wie auch mein Fall zeigt, aufs sorgsamste gehütet und nur unter der Hand, von Sozialdemokrat an Sozialdemokrat, verkauft. Gleichwohl ist es schon immer unter den „Genossen" weit verbreitet gewesen. Das zeigt am besten der Umstand, daß 1889 bereits die 12., schreibe zwölfte Auflage erschienen ist! Der Druckort des Heftes ist London, German Printing and Publishing Co. (Deutsche Druckerei und Verlagsanstalt). Sein vollständiger Titel lautet: Sozialdemokratisches Liederbuch. Sammlung revolutionärer Gesänge.

Das ist deutlich und wahr zugleich. In der That ist jedes der sechsundsechzig Lieder, die das Büchlein enthält, ein Revolutionslied. Sie sind sichtlich alle allein nach diesem revolutionären Gesichtspunkte zusammengestellt; die Verbreitung des Revolutionsgedankens erscheint als ihr eigentlicher und alleiniger Zweck. Und eben darum läßt sich aus dem ganzen Hefte, als dem Liederbuche der Partei, also ihrem Programm in poetischem Gewande, auch der schlagendste und zugleich bequemste Beweis für den revolutionären Charakter der Sozialdemokratie führen. Denn während man sonst die Belegstellen dafür mühsam aus den einzelnen sozialdemokratischen Schriften zusammentragen muß, finden sie sich hier in wünschenswertester Anzahl und Deutlichkeit und von maßgebendster Seite, von Sozialdemokraten selbst dargeboten, an einem Orte vereinigt. Meines Wissens ist ein Beweis auf diesem Wege, aus diesem Material noch nicht geführt worden. Insofern also ist das Nachstehende, das ihn versucht, neu und auch nicht ganz zwecklos angesichts der jetzt so beliebten Ausrede der sozialdemokratischen Führer, daß sie ja keine blutige, plötzliche politische, sondern eine friedliche, allmähliche wirtschaftliche Revolution anstrebten. Das ist so lange eine Lüge, als diese Sammlung revolutionärer Gesänge das offizielle Liederbuch der Partei ist. Denn nur ein Bruchteil der darin stehenden Lieder läßt sich beim allerbesten Willen im Sinne einer solchen „friedlichen" Revolution verstehn. Und so schroff, so nackt, so deutlich und leidenschaftlich ist die Revolutionirung der Massen als das alleinige Ziel dieser Liedersammlung ausgesprochen, daß ihm bei der Auswahl der Lieder jede andre Rücksicht hat weichen müssen. Es ist gleichgiltig, aus welcher Zeit sie stammen, welchen poetischen Wert sie haben. Es verschlägt nichts, daß in dem einen der internationale, freie Volksstaat, im andern noch das deutsche Vaterland hochgehalten wird; daß in diesem die gemeine Blasphemie gegen Glaube und Christentum und in jenem eine immerhin ernstere, moralisirende Tendenz zum Ausdruck kommt, — wenn nur aus jedem Verse der unmißverständliche Ruf zu Kampf und Gewalt an die Massen erklingt. Man fragt auch nicht, wer die Lieder gesungen hat, ob ein Sozialdemokrat oder ein Bourgeois; man fragt allein, ob sie zünden. So kommt es, daß die verschiedenartigsten Dichter und Reimschmiede sich mit ihren Namen hier zusammenfinden: Herwegh, der bis zu seinem Tode unversöhnliche, verbissene Revolutionär, und Freiligrath, der zuletzt mit dem Vaterlande ausgesöhnte Sänger des herrlichen: „Hurrah Germania"; Hoffmann von Fallersleben und Robert Prutz; Julius Schanz, der als Student seine Treue gegen die Barrikadenkämpfer durch mehrjährige Gefängnisstrafe büßen mußte und sich nachher in einen erstaunlich begeisterten Fürstensänger verwandelt hat; A. Braß, der Begründer der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung; Titus Ullrich, ein langjähriger Mitarbeiter der Nationalzeitung und zuletzt Geh. Intendanturrat in Berlin. Neben diesen einige Ausländer, und dann eine größere Anzahl von Sängern, deren Namen noch keine Litteraturgeschichte meldet, die selbst Brümmers vielseitiges Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten aufzubewahren noch nicht den Mut gefunden hat: Weiser, Greulich, Otto-Walster, Scheu, Hirsch, Braun, Bauer, Kahnert, Sauerwein. Nur von zweien vermochte ich noch einige Personalien zu erfahren: von W. L. Rosenberg, einem ehemaligen Berliner Studenten und jetzigen Schriftsteller, und von August Geib, einem 1879 verstorbenen Buchhändler in Hamburg und sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, dessen „Gedichte" eine zweite Auflage erlebt haben. Von diesem sind allein sechs schwungvolle Lieder im Liederbuch, die höchste Zahl, die von einem Dichter aufgenommen ist. Außerdem finden sich einundzwanzig Lieder ohne Verfassernamen.

Aus den eben gemachten Verfasserangaben wie aus dem Inhalte vieler Lieder selbst ist noch eins deutlich erkennbar: der enge Zusammenhang der heutigen sozialdemokratischen Bewegung mit derjenigen vom Jahre 1848. Ja, aus diesen Liedern heraus kann man geradezu sagen, daß, was die Sozialdemokratie an revolutionärer Kraft in sich trägt, ihr fast ausschließlich von 1848 herüber eingepflanzt worden ist. Darauf weist auch die Thatsache hin, daß sich unter den Gedichten nur verhältnismäßig wenige von der modernen, eigentlich sozialdemokratischen Dichterschule befinden. Die Angehörigen dieser edlen „jungdeutschen" Zunft, die heute die Parteipoeten der Sozialdemokraten sind, haben sich nicht aus politisch-revolutionären, sondern vornehmlich aus sogenannten ästhetischen und philosophischen Beweggründen der Stiefmutter Sozialdemokratie in die Arme geworfen; die von ihnen poetisch angewandte und verherrlichte materialistische Weltanschauung finden sie eben nur bei den „Genossen" allein prinzipiell und praktisch ausgeprägt wieder und darum dort auch den besten Absatzboden für ihre — Werke. Eine eigentlich revolutionäre Ader besitzen diese Litteraten nicht; dazu gehört doch zu viel urwüchsige Kraft und ein großer idealer Zug.

Ich beginne meine Mitteilungen mit den zahmsten Liedern, die zwar auch agitatorische Zwecke verfolgen, aber weil sie lyrischen Charakter tragen, einen sympathischen Zug haben. Es sind ihrer nicht viele, drei bis vier. Zu ihnen gehören die beiden auch sonst bekannten von Prutz:

> Noch ist die Freiheit nicht verloren,
> Noch sind wir nicht, nicht ganz besiegt!

und die schöne, tiefempfundene „Nacht":

> Nun ist der Tag gesunken,
> Vom Berge steigt die Nacht,
> Und hell mit tausend Funken
> Die Sternlein sind erwacht.

Ferner das Gedicht eines Engländers (?) Weerth, das hier folgen mag:

Arbeiterlos

> Der alte Wirt von Lancashire
> Der zapft ein jämmerliches Bier.
> Er zapft es gestern, zapft es heut,
> Er zapft es nur für arme Leut.
>
> Die armen Leut von Lancashire,
> Die gehen oft durch seine Thür;
> Sie gehn in Schuhen, die entzwei,
> Sie gehn in Röcken, die nicht neu.
>
> Der erste von dem armen Pack,
> Das ist der bleiche stille Jack;
> Der spricht: „Wie auch die Händ ich rührt,
> Zum Glücke hats mich nie geführt."
>
> Und Tom begann: „Schon manches Jahr
> Spann ich die Fäden fein und klar;
> Das wollne Kleid war manchem lieb,
> Und doch ich selber dürftig blieb."

Und Bill darauf: „Mit treuer Hand
Führt ich den Pflug durch britisch Land;
Die Saaten sah ich lustig stehn,
Doch hungrig mußt zu Bett ich gehn."

Und weiter schallts: „Aus tiefem Schacht,
Hat Bem manch Fuder Kohlen bracht;
Doch als sein Weib ein Kind gebor —
Goddam, das Weib und Kind erfror."

Und Jack und Tom und Bill und Bem,
Sie riefen allesamt: Goddam!
Und selbe Nacht auf weichem Flaum
Ein Reicher lag in bösem Traum.

Wer die englischen Arbeiterverhältnisse im Anfang und um die Mitte unsers Jahrhunderts etwas kennt, ist von der Wahrheit und Schlichtheit dieses Gedichtes ergriffen und versteht, daß gerade ein solches Lied auf unsern deutschen Arbeitsmann tiefen Eindruck machen muß.

Diesen mehr lyrischen Liedern tritt eine andre Reihe an die Seite. Sie bringen mit poetischer Kraft alle die idealen Züge zum Ausdruck, die der Arbeiterbewegung eingegraben sind: das Bewußtsein ihres hohen Berufs, den Haß gegen Eigennutz und Selbstsucht, Strebemut, Stolz und Selbstbewußtsein, Drang nach Freiheit und Bildung, den irregeleiteten Glauben an eine eben erschlossene, unverdaute, darum angebetete Wissenschaft, das Mitgefühl mit jeder, selbst der verschuldeten Not, den echt deutschen kosmopolitischen Zug. Ein Festlied spricht dies alles in schönen Versen aus:

In verhängnisschwere Tage
Hat das Schicksal uns gestellt;
Wieder steht an einem großen,
Ernsten Wendepunkt die Welt.
Aus sich selbst sich zu verjüngen,
Ringen sich aus ihrem Schoß
Neue, ungeahnte Formen
Unter herben Wehen los.

Jeder Riß, der in den Geistern
Zwischen sonst und heute klafft —
Immer tiefer, immer breiter
Wird er durch die Wissenschaft,
Die mit allem Ueberlebten
Mutig und entschieden bricht
Und die Nebel alter Träume
Scheucht mit ihrer Sonne Licht.

Bis zum Grund, in allen Fugen
Hat des Alten Bau gebebt,
Seit den tiefgebeugten Nacken
Und das bleiche Haupt erhebt,
Seit — ein Simson — an den Säulen
Wie zum Spiele legt die Hand
Jener junge finstre Riese,
Der erwachte vierte Stand.

Nicht die Schleppe derer tragen,
Die in Glanz und Ehren stehn —
Ruhig seine eignen Pfade
Will er für die Zukunft gehn.
Und er fordert nur das Eine:
Fürder weder Herr noch Knecht,
Freie offne Bahn für alle,
Und für alle gleiches Recht!

In den Hader der Parteien,
Die der Glaube*) schroff entzweit,
Wirft er stolz den Ruf vom Wissen,
Das allein den Geist befreit.
Und dem blinden Haß der Völker
Und der Schlachten blutgem Ruhm
Stellt er leuchtend gegenüber
Echtes schönes Menschentum.

Und ein andres, ein Bundeslied, reißt zu gleichen edlen Empfindungen, aber doch auch ebenso deutlich schon zu bewußter radikaler Opposition fort. Da heißt es:

Nur die Liebe ist der Meister,
Der die Herzen, der die Geister
Für ein stetes Wirken schuf.
Gleichheit, Recht und Wahrheit üben,
Alle Menschen herzlich lieben,
Das sei stetsfort uns Beruf.

Klingt das nicht wie ein Gesangbuchsvers? Aber es geht gleich weiter:

*) Das in den Zitaten gesperrt Gedruckte ist es immer auch im Liederbuche.

Nicht die alten Märchenschätze
Seien unsre Glaubenssätze,
Fließend aus des Priesters Mund.
Nur Vernunft und Wissen sollen
Leiten unser Thun und Wollen
Auf dem ganzen Erdenrund!

Freies Menschentum, erblühe,
Und mit deiner Kraft durchglühe
Alle Völker bis ins Mark!
Brich die finstern Geistesbanden,
Daß sie dir in allen Landen
Recht verschaffen kühn und stark!

Soll das große Werk gelingen,
Muß Ein starkes Band umschlingen
Alle Völker dieser Erd!
Drum schließt dichter eure Reihen,
Laßt die Menschheit uns befreien,
Seid der großen Sache wert!

Der Anfang eines dritten Liedes mag diese Reihe, die ich absichtlich ausführlicher zu Worte kommen lassen wollte, beschließen und zu der nächsten hinüberleiten. Er ist einer der drei Arbeitermarseillaisen entnommen, die im Liederbuche stehn:

Den Feind, den wir am tiefsten hassen,
Der uns umlagert, schwarz und dicht,
Das ist der Unverstand der Massen,
Den nur des Geistes Schwert durchbricht.
Ist erst dies Bollwerk überstiegen,
Wer will uns dann noch widerstehn?
Dann werden bald auf allen Höhn
Der wahren Freiheit Banner fliegen.
Nicht zählen wir den Feind, nicht die Gefahren all,
Marsch, marsch! Marsch, marsch! Und wärs zum Tod!
Denn unsre Fahn ist rot!

Das freie Wahlrecht ist das Zeichen,
In dem wir siegen; nun wohlan!
Nicht predigen wir Haß den Reichen,
Nur gleiches Recht für jedermann.
Die Lieb soll uns zusammenketten,
Wir strecken aus die Bruderhand,
Aus geistger Schmach das Vaterland,
Das Volk vom Elend zu erretten!
Nicht zählen wir u. s. w.

So ostentativ auch diese zwei Verse wieder Aufklärung, Frieden, Liebe predigen, es glimmt doch deutlich auch in ihnen ein Funke des roten Feuers, das in den nun folgenden, im Liederbuch besonders zahlreichen Gesängen zur offenen mächtigen Flamme aufloht und die vorhergehenden erst in die rechte Beleuchtung setzt. Wenn man sie liest, ist man teilweise doch hingerissen von dem Schwung der Gedanken, von der Glut der Empfindung, von der packenden Gewalt der Bilder, aber auch erschüttert von dem Fanatismus einer Gesinnung, die durch diese Lieder in zehn- und hunderttausend Herzen unsers Volkes eben zu neuem kraftvollen Leben wiedergeboren wird. Man höre den Anfang des von Karl Weiser gedichteten Sozialdemokratischen Bundesliedes, nach der begeisternden Melodie der Marseillaise zu singen:

Willkommen ihr, der Freiheit Söhne,
Im volkerlösenden Verein!
Laßt brausen ehrner Lieder Töne,
Die laut ins Ohr der Mächtgen schrein!
Den wilden Notschrei aller Sklaven
Um Recht und Brot! Um Fried und Licht!
Und mit dem Lärmruf zum Gericht
Erweckt die letzten, die noch schlafen:
„Tod jeder Tyrannei!
Die Arbeit werde frei!
Es keim und blüh zum Völkerglück
Die rote Republik!"

Ihr kennt die Welttyrannen alle,
Aus deren Grab die Freiheit blüht,
Aus deren Flammentrümmerfalle
Der Stern der neuen Welt erglüht!
Ob sie nun unter blutgen Kronen,
Ob unter Mammons Götzenbild,
Ob unter Helm und Wappenschild,
Ob unter Glatz und Kutte thronen —
„Tod jeder Tyrannei! u. s. w."

Oder das Arbeiterfeldgeschrei:

Es tönt ein Ruf von Land zu Land:
Ihr Armen, reichet euch die Hand!
Und ruft ein Halt der Tyrannei

Und brecht das Sklavenjoch entzwei!
Es wirbelt dumpf das Aufgebot,
Es flattert hoch die Fahne rot!
Arbeitend leben oder kämpfend den Tod!

Wir haben lang genug geharrt,
Man hat uns lang genug genarrt,
Jetzt greifen wir zu unserm Recht!
Jetzt stellen wir uns zum Gefecht!
Es wirbelt u. s. w.
— — — — — — — — — — — — — —
Steig an die frische Luft heraus,
Aus niedrer Hütte, dumpfem Haus,
Steig auf das Pflaster, blasse Not!
Und kämpfe um dein täglich Brot!
Es wirbelt u. s. w.
— — — — — — — — — — — — — —
Heran, heran, du kühne Schar!
Es bläst der Sturm, es fliegt das Haar;
Ein Ruf aus tausend Kehlen braust;
Zum Himmel hoch ballt sich die Faust —
Es wirbelt dumpf das Aufgebot,
Es flattert hoch die Fahne rot!
Arbeitend leben oder kämpfend den Tod!

Oder ein andres Kampflied, dessen Anfang nach berühmtem Muster so geht:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Legt nicht die Hände feig in den Schoß,
Seht die Vampyre auf goldenen Stühlen,
Laßt ihnen endlich die Volkskraft fühlen!
Rottet sie aus, die erbärmliche Brut!
Wer gab ihr Leben? — Unser Blut!
Wer gab ihr Reichtum? — Unser Gut!
So zeigen wir auch unsern Mut!
Zeigt ihn doch! Brecht das Joch!
Freie Arbeit lebe hoch!

Wo ist der Schatz, den Tag und Nacht
Mühselig ringend ans Licht wir gebracht?
In den Palästen liegt er in Massen,
Wo ihn die Diebe „gesetzlich" verprassen.
Rottet sie aus u. s. w.

Heute schafft der Bauer mit dem Pflug
Sich und den Seinen kaum Brots genug!
Als er dem Schutze des Staats sich empfohlen,
Haben die Herren das Feld ihm gestohlen.
Rottet sie aus u. s. w.

Man hat sich nicht mit uns begnügt,
Nicht mit der Schmach die man uns zugefügt:
Unsere Weiber, unsere Kinder,
Wurden gekauft und entehrt durch die Sünder.
Rottet sie aus u. s. w.

Das ganze Proletargeschlecht
Ist des Gesindels geknechteter Knecht
Haben um Menschlichkeit wir sie gebeten,
Hat man uns lachend mit Füßen getreten.
Rottet sie aus u. s. w.

Und Herweghs glühendes Zorngedicht, **Das Lied vom Hasse**, mit dem Kehrreim:

Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen! —

eine wahrlich ernüchternde Interpretation der Liebeserklärungen in den Gedichten oben.

Freiligraths **Vor der Fahrt** ist zu bekannt, oder wo nicht, doch zu leicht zugänglich, um durch Wiedergabe an dieser Stelle den beschränkten Raum wegzunehmen. Wer es kennt, weiß, wie gerade auch dies farben-, feuer- und gedankensprühende Gedicht fortreißt:

— — — — — Revolution!
Es ist die einzge richtige Fähre —
Drum in See, du kecker Pirat,
Drum in See und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!

Ich schreibe lieber noch aus einem andern, **Der letzte Generalmarsch** betitelten, einen Vers hier aus:

Frisch auf, ihr Tambours! schlagt Reveille!
Ihr treuen Wächter, stoßt ins Horn!
Ins Horn, von Pesth bis nach Marseille!
Ins Horn, von Rom bis nach Komorn!
Auf! Schlagt den Marsch zum letzten Kriege!
Den Marsch in Köln, Paris und Wien!
Den Marsch in Warschau und Berlin!
Den Marsch zum Tode und zum Siege!
Zusammen! Mann für Mann!

Der letzte Krieg bricht an!
Heran, Heran! Tod oder Sieg
Zum letzten heilgen Krieg!

Und endlich, das noch einmal mit nüchterneren, aber desto nackteren Worten wiederholt, wovon die vorgenannten überfließen:

Die Revolution von J. Schanz

Nun rüstet eure Waffen
Zu männlichem Gefecht,
Jetzt müssen wir uns schaffen
Die Freiheit und das Recht.
Wohl manchem bangt und schauert,
Daß solche Kämpfe drohn —
Doch unabwendbar lauert
Die Revolution!

Die uns von unsern Sehern
Mit Schrecken prophezeit,
Die Tage, trüb und ehern,
Sie nahn zu dieser Zeit;
Sie nahn wie Nordwindswehen
In schneidend scharfem Ton —
Wir müssen sie bestehen:
Die Revolution!

Noch stehen wir und sehen
Das Meer von hohem Turm,
Doch wie wir forschend spähen,
Erhebt sich schon der Sturm.
Der Sturm, vor dem mit Zittern
Altar erbebt und Thron,
Mit donnernden Gewittern
Die Revolution!

Wir mußten lange dürsten, —
Sie tranken unsern Wein,
Die Pfaffen und die Fürsten —
Nun soll es anders sein!
Wir ließen feig uns sprechen,
Uns lange sprechen Hohn —
Nun aber soll uns rächen
Die Revolution!

Ich breche notgedrungen hier ab, um eine andre, nicht so flammende und scheinbar harmlosere, aber nach dem eben Gelesenen nicht weniger unmißverständliche Gruppe, eine Art **politischer Witzlieder** zu Worte kommen zu lassen. P G

Zur Besprechung eingesandte Bücher

Rieks, Rechte und Pflichten der Lehrlinge, Arbeiter und Gesellen. Berlin, Wiegandt und Grieben. 50 Pfge.
Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie. Band 11—14. Abteilung 16: Naumann, Christliche Volkserholungen. Gotha, Perthes. 60 Pfge.
Was sind sie? 3. Aufl. Chemnitz, Roeder. 20 Pfge.
Zuppke, Wie ist die soziale Frage in der Predigt zu behandeln? Ein Vortrag. Gera, Nugel. 80 Pfge.
Bericht über die am 19. Oktober in der Predigerkirche zu Erfurt gehaltene Zeitpredigt des Pastor Lic. Dr. Schulze betreffend den Massenaustritt aus der Kirche. 3. Aufl. Erfurt, Neumann.
Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen; unter Redaktion von Weber. 1. Serie von 12 Heften im Abonnement 2 Mk. Leipzig, Wallmann. 2. Serie. 10. Lieferung: Weber, Die Aufgaben der innern Mission zur Hebung des Wohles der Arbeiter und Arbeiterfrauen. 30 Pfge.
Auerswald, Offner Brief an Herrn Reichstagsabgeordneten August Bebel. 12. Tausend. Leipzig, Hinrichs. Einzeln 30 Pfge., 10 Stück 2,50 Mk, 25 5 Mk.
Die Ausbeutung der Arbeiter und die Ursachen ihrer Verarmung. Preisgekrönt mit der goldnen Medaille beim „Wettstreit zur Verbesserung der Lage der Arbeiter" zu Köln 1890. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 60 Pfge.
Deutelmoser, Die Evangelischen Arbeitervereine in Rheinland und Westfalen. 2. vermehrte Aufl. Magdeburg, in Kommission bei Bänsch. 20 Pfge.
Preuß, Der völlige Mißerfolg des Vereins für Massenverbreitung guter Schriften. Was hat ihn veranlaßt, und was ist nun zu thun? Berlin, Nauck. 20 Pfge.
Müller, Die Aufgabe der evangelischen Kirche im Kampfe gegen die verderbliche Volkslitteratur. Vortrag. Berlin, Buchhandlung der Stadtmission. 50 Pfge.
Siebenhaar, Was liest unser Volk, und was soll man ihm zu lesen bieten? Leipzig, Wallmann. 20 Pfge.
Auerbach, Das Prinzip in den Selbständigkeitsbestrebungen der evangelischen Kirche. Barmen, Wiemann. 30 Pfge.
Hölscher, Unsre Stellung zum reformirten Bunde. Ebenda. 30 Pfge.
Nissen, Irvingianer oder evangelischer Christ? Leipzig, Ungleich. 75 Pfge.

Fortsetzung in nächster Nummer.

Verschiedenes

(Schwindsucht heilbar!) Indem wir diese Nummer abschließen, stehen wir unter dem Eindruck der Kochschen Mitteilung über sein neu entdecktes Heilverfahren gegen Tuberkulose. Gerade zum Totensonntag, wie wird sie da ungezählte Gemüter bewegen! Im Gedenken an die Teuren, die von der schrecklichen Pest der Schwindsucht früh, in der Blüte ihrer Jahre, da sie eben zum Schaffen, Geben, Beglücken herangereift waren, dahingerafft worden sind. Hätte es damals das Mittel schon gegeben, sie wären noch heute unter den Lebenden! Aber es war Gottes Wille nicht. Und nun die Kranken unsrer Tage. Welche furchtbare Aufregung für sie und ihre Angehörigen diese neue Entdeckung, welches Hangen und Bangen zwischen Furcht und Hoffnung! Vielen wird geholfen werden; aber bei andern, gerade den Hilfsbedürftigsten, wird alle Hoffnung umsonst sein. Es ist, wie wenn über diese unerhörte Kunde ein Erzittern ginge durch alle die Menschenherzen. Ein Stück Elend weniger! Ein Fußbreit Boden abgewonnen dem furchtbaren Todesverhängnis! Und durch menschliche Wissenschaft! Aus eigner Kraft! Dankbar gedenken wir des Meisters, der durch die strenge Arbeit der Forschung das menschenbeglückende Heilmittel gefunden, doppelt dankbar um der einfach bescheidenen Art willen, in der ers uns gegeben hat. Aber dankbar gedenken wir auch des Gottes, der dies Forschen so gesegnet und seiner Menschheit, der scheinbar alternden, über Nacht dieses Gegengift geschenkt hat, einen unverdienten Beweis seiner Güte und Treue. R

(Wider den religiösen Charakter unsrer Jugendlitteratur) Die Frankfurter Zeitung beschwert sich in einer Bücherbesprechung für den Weihnachtstisch (Nr. 315) wie folgt: „Unsre Litteratur für die Jugend ist — mit sehr seltnen Ausnahmen — noch immer mit religiösen Anschauungen, Lehren und Redensarten im Stile alter Predigtbücher und Postillen durchsetzt. Eltern, die bei der Erziehung ihrer Kinder die Religion, gleichviel, welchen besondern Namen sie trage, entbehren können, vermögen ihren Grundsätzen entsprechende Jugendschriften kaum aufzufinden; etwas Religion müssen sie beinahe immer in Kauf nehmen. Mit der Religiosität geht eine gewisse politisch-soziale Anschauung und Gesinnung Hand in Hand. In unsrer Zeit tritt das Bestreben meistens recht aufdringlich hervor, schon den Kindern die Glaubenssätze der Kartellparteien beizubringen. In diesem Sinne ist ein großer Teil unsrer Jugendschriften so religiös und „patriotisch" gefärbt, daß wir genötigt sind, diese Eigenschaft ausdrücklich hervorzuheben; damit hoffen wir, allen Eltern einen Dienst zu erweisen, namentlich auch den frommen."

(Sonntagsentheiligung durch Militärbehörden) Was an Beschwerden über Sonntagsentheiligung im Manöver der Redaktion zugegangen ist, befindet sich in den Händen einer Instanz, von der wir hoffen, daß sie in der Lage sein wird, dem Uebel mit Erfolg entgegenzutreten. Heute veröffentlichen wir ein neues Zeugnis für die Rücksichtslosigkeit, mit der Militärbehörden zuweilen den Sonntag mißhandeln.

Am Sonntag, den 9. November d. J., ist in mehreren Dörfern des Kreises Stendal von einem Offizier des in Stendal garnisonirenden Magdeburgischen Husarenregiments Nr. 10 Pferdebesichtigung vorgenommen worden. Das Schema der an die betreffenden Ortsvorstände ergehenden Ankündigung lautete wörtlich wie folgt:

„Magdeb. Husaren Regt. Nr. 10. Stendal 8. 11. 90.

Dem Ortsvorstand teilt das Regiment ergebenst mit, daß am Sonntag, den 9. d. Mts. Vormittags . . . Uhr 1 Offizier des Regiments behufs Besichtigung des dortigen Reitpferdebestandes und Auswahl eventl. für den Mobilmachungsfall anzukaufender Pferde dort eintreffen wird. Um Bereithaltung des Pferdebestandes wird ergebenst ersucht.

von Thümen,
Oberst und Regimentskommandeur."

Die Besichtigung fand in mehreren Dörfern unmittelbar vor Anfang und während des Gottesdienstes statt. Der altmärkische Landmann ist königstreu genug, um ohne Widerspruch und Widerstreben auch in der Woche eine Stunde an diese Pflicht zu wenden. R

An die Freunde der „Chronik der christlichen Welt"

Nachrichten für die am 27. dieses Monats zur Ausgabe gelangende Probenummer der „Chronik" werden bis spätestens den 24. an Herrn O. Kippenberg, Leipzig, Große Fleischergasse 12, erbeten. Kurze und wichtige Neuigkeiten finden noch Aufnahme, wenn sie mit der Frühpost des 26. in Leipzig eintreffen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franco für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Candidat

zur Aushilfe im Amte beziehentlich als Hauslehrer (wenn Englisch u. Französisch) **gesucht.** Anfragen mit Details an Pfarrer **Bergmann** in **Großröhrsdorf** bei **Dresden.**

Alle gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend, Prospekt gratis. **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

GEISTLICHE LIEDER. Eine Sammlung der schönsten Choräle u. Hymnen nebst vierstimmigen Notensatz der berühmtesten Meister. Herausgegeben von H. Kretzschmar, Paul Stöbe und H. Ahlfeld. Gebunden in Satin M 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Soeben wurde ausgegeben:

Die soziale Bedeutung der evangelischen Kirche in der Gegenwart

von

Guido Wächter,
Diakonus in Annaberg.

Wohlfeile Ausgabe.
3 Teile in einem Bande.
Preis nur 3 Mk. 60 Pf.

Leipzig. Dörffling & Franke.

Fritz Borstell's Lesezirkel,

verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 ℳ	40 ℳ	50 ℳ	75 ℳ	125 ℳ	200 ℳ

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Aufruf zum Bau einer deutschen evangelischen Kirche in Rom

Teure Glaubensgenossen, geliebte evangelische Mitchristen!

Nach Rom möchten wir Eure Blicke lenken, für Rom Eure Teilnahme erwecken, Eure Opferfreudigkeit anrufen.

Es war bei der Feier des dritten Jubeljahres der Reformation, am 31. Oktober 1817, als im päpstlichen Rom der erste evangelische Gottesdienst in deutscher Sprache stattfand. Im Palazzo Astalli, jetzt Muti, hielt der bekannte Bunsen ihn ab; der damalige preußische Gesandte in Rom, Geh. Staatsrat Niebuhr, war so ergriffen davon, daß er in Gegenwart sämtlicher Teilnehmer Bunsen umarmte und küßte. Am 27. Juni 1819 fand der erste regelmäßige Gottesdienst in deutscher Sprache im Palazzo Orsini durch den ersten preußischen Gesandtschaftsprediger, den nachmaligen Oberkonsistorialrat Dr. Schmieder, statt. **Bis auf den heutigen Tag bilden die Gottesdienste in der Kapelle der deutschen Botschaft**, jetzt Palazzo Caffarelli, **den einzigen kirchlichen Sammelpunkt für die deutschen Protestanten in Rom.**

Diese Weise der kirchlichen Versorgung genügt aber den Bedürfnissen der stetig wachsenden deutschen Kolonie nicht mehr. Unsere evangelischen Landsleute in Rom bedürfen einer eigenen Gemeinde, einer eigenen Kirche. Bei der bloß gastweisen Benutzung der von der Botschaftskapelle aus dargebotenen Erbauungsmittel konnte sich ein selbständiges, kräftiges Gemeindeleben bisher nur schwer entwickeln. Die Bedingungen dazu sind vorhanden. Sie treten in den gottesdienstlichen und mancherlei Vereins-Einrichtungen innerhalb der „kapitolinischen Gemeinde" in erfreulichster Weise zu Tage. Wenn erst die notwendigen kirchlichen Gebäulichkeiten (Kirche, Pfarrhaus, Schule) vorhanden sein werden, dann werden unsre Landsleute — ein fester Bestand von 600 Seelen, um den sich im Winter die doppelte bis dreifache Zahl sammelt — in Verbindung mit den Deutsch-Schweizern, Deutsch-Russen und Skandinaviern wohl imstande sein, für die weitern kirchlichen Bedürfnisse aufzukommen.

In einer Reihe andrer italienischer Städte (Genua, Mailand, Venedig, Florenz, Neapel u. a.) bestehen längst lebensfähige deutsch-evangelische Gemeinden; es ist nicht abzusehn, warum die Gründung einer solchen in Rom unmöglich sein sollte.

Sie ist aber nicht nur möglich, sondern auch dringend notwendig. Schon im Jahre 1870 wäre der gottgewiesene Zeitpunkt gewesen, mit einer selbständigen Gemeindebildung in Rom vorzugehen. Zwanzig kostbare Jahre sind ungenutzt verstrichen. Es ist eine Ehrenpflicht des Landes der Reformation, daß nach allen andern Evangelischen endlich auch die Deutschen, deren Gemeinde in der Siebenhügelstadt nicht nur die älteste, sondern auch die bei weitem zahlreichste ist, ihr selbständiges Kirchenwesen erhalten. Es wird nichts weniger als ein Prunkbau beabsichtigt; eine einfach, aber edel und würdig gehaltene Kirche soll der Verkündigung des Evangeliums in deutscher Sprache, diesem goldnen Schatz, das irdene Gefäß bieten.

Es besteht der dringende Wunsch, die feste Absicht, die Neuordnung der Gemeindeverhältnisse in Rom in friedlichem Einvernehmen, in vertrauensvoller Auseinandersetzung mit den dabei beteiligten staatlichen und kirchlichen Behörden herbeizuführen. Kein berechtigtes Interesse soll verletzt werden; maßgebend soll einzig und allein der Gesichtspunkt sein, unsrer teuren evangelischen Kirche auch in Rom zu gesegneter Selbständigkeit zu verhelfen.

Schon hat der Gedanke einer deutschen evangelischen Kirche in Rom weithin in deutschen Landen gezündet. In kurzer Frist sind über 20 000 Mark freiwillig zusammengebracht worden. Auch der Zentralvorstand des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung hat seine Bereitwilligkeit erklärt, einen namhaften Betrag beizusteuern, falls erst eine eigentliche deutsch-evangelische Gemeinde sich gebildet haben werde.

Wohlan denn, liebe Brüder, helft, daß dort, wohin der Apostel Paulus einst schrieb: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben," bald eine selbständige deutsche evangelische Gemeinde und ein ihr gehöriges Gotteshaus erstehe, darin das Wort Gottes lauter und rein gelehrt werde! Helft, daß das Wort Wirklichkeit werde, welches aus Anlaß jener ersten Reformationsfeier am 31. Oktober 1817 Bunsen schrieb: „Ich hoffe, unsre Enkel sollen 1917 die Reformation in einer **Kirche** in Rom feiern!"

Wir wenden uns mit der herzlichen und dringenden Bitte um Darreichung baldiger und reichlicher Mittel an alle evangelischen Pfarrer, Gemeindekirchenräte und Gemeindeglieder in deutschen Landen.

Einzelgaben wie die Erträgnisse von Sammlungen werden an den mitunterzeichneten **Pastor Terlinden in Duisburg a. Rhein** erbeten. Von dem Fortgange des Unternehmens soll zeitweilig in den Blättern Mitteilung gemacht werden.

Der Herr, unser Gott, aber sei uns freundlich und fördre das Werk unsrer Hände bei uns, ja, das Werk unsrer Hände wolle Er fördern!

(Folgen 87 Unterschriften. Weitere stehen noch aus.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je 1 litterarische Beilage von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg und von Gustav Schloeßmann in Gotha